Nach der Hochzeit.

Vier Novellen

von

L. Mühlbach.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzsche.

1844.

III.

Die Ehe des Naturkindes.

Natur! Freiheit! Liebe!

I.

„Weine nicht, Lola, mein Liebchen, weine nicht! komme, reich mir noch einmal Dein rothes Mäulchen dar, daß ich einen Kuß darauf drücke. So! Und hörst Du, wenn der Bub' erwacht, so grüß ihn von seinem Vater."

Lola lehnte ihr liebliches Köpfchen an ihres Liebsten Schulter, und blickte aus ihren brennenden schwarzen Augen ihn flehend und angstvoll an. „Odoardo, mein Liebster," bat sie mit weichem Liebeston, „Odoardo, gehe heute nicht ins Gebirge, thu's nicht. Mir ahnet Unheil. Ach, gewiß, gewiß, sie werden Dich fangen und in einen finstern Kerker werfen."

„Sie werden es nicht thun," rief Odoardo heftig, und richtete seine Riesengestalt höher noch empor. „So gewiß sie den Vogel, der da draußen in Gottes freier Luft zwitschert, nicht einfangen in ihre elenden Käfige, so gewiß sollen sie auch Odoardo nicht fangen!"

„Ach Du weißt nicht, Herzliebster," klagte sie leise, „was die Leute Alles sprechen im Dorf. „Sie sagen, der Maire habe geschworen, Dich, den berüchtigten Wild-

dieb, Odoardo, einzufangen, und viele Grenzjäger sollen hier herum im Gebirg verborgen sein, Dir aufzulauern."

Odoardo's Augen leuchteten auf in wildem Zorn, und seine nervichten, braunen Arme mit geballter Faust drohend ausstreckend, rief er zornig: „Laß sie nur kommen, diese Jagdhunde, laß sie nur umherschnuppern und riechen, Odoardo wird ihnen die schnüffelnden Spürhundsnasen verbrennen mit seinem nie fehlenden Freunde hier! Ja, Lola, sie kennen ihn wohl, meinen treuen Gefährten hier, meinen Dolch, und meine Geliebte hier, diese Pistole! Ha, das ist eine Geliebte, die weint nicht und klagt nicht, wenn ich hinaus zieh auf den Pic, die folgt mir überall, wo ich bin; ein Druck von meinem Finger, und paff! sprüht sie auf in hellem Liebesfeuer! — Aber nein, Lola, weine nicht!" sagte er zärtlich, und streichelte mit der Hand seines Liebchens schwarzes Haar, „ich liebe Dich doch mehr noch wie meine Pistole und meinen Dolch! Odoardo vergißt niemals, was er liebt!"

Sie legte beide Arme um die Heldengestalt ihres Liebsten, und schmiegte ihr schönes Köpfchen an seine Brust, einer Taube gleich, die Schutz sucht unter den mächtigen Flügeln des stolzen Adlers. „Und wenn Du mich liebst," lispelte sie leise, „warum bleibst Du nicht bei mir! Warum bestellst Du nicht Deinen Acker, und bauest Dein Feld, wie mein Vater und meine Brüder, wie alle unsere Freunde es thun! Warum genügt Dir

nicht das Fleisch Deiner Lämmer und Ochsen, der Fische in Deinem Teich, warum setzt Du Dein Leben dran, den Steinhirsch oder die wilde Gemse zu tödten? O sei doch ein Hirte, baue Dein Feld, zahle dem Maire Deine Steuern, und lebe in Frieden in der stillen Hütte bei Deiner Lola und Deinem Buben!"

Odoardo's Augen schossen feurige Blitze, er trat einen Schritt zurück und sagte rauh: „Spricht also Odoardo's Geliebte? Ich, ich soll ein Schäfer werden, im elenden Thale sitzen und mein Land bestellen, während da oben die Berge mir winken, wo die Natur sich selber bestellt? Ich soll dem Maire seinen Zins zahlen? Eher möge meine Hand verdorren, und der Steinadler meinen Leichnam fressen, ehe ich mich herabwürdige zu einem Sklaven, während ich doch die Kraft fühle, ein freier Mensch zu sein! Wer kann mir beweisen, daß ich unrecht handle, wo sind die Gesetze, die da sagen: dem Könige gehören die Vögel in der Luft, sein ist die Gemse und der Edelhirsch, sein ist das Moos, das Deine Füße berühren, der Schnee, der in den Schluchten liegt, und der Baum, der seine Aeste gen Himmel streckt, ist sein! O sein ist auch das Gold, das in den Tiefen der Berge ruht, und Silber und Stahl, Alles ist sein. Uns aber, die wir wohnen in diesen Bergen und diesen Thälern, uns gehört das Alles nicht, für uns hat die Natur das nicht geschaffen, und für uns Gott seinen Segen nicht darüber

gesprochen. Wo steht es geschrieben, daß der Reiche Alles besitzen, und daß der Arme Alles entbehren soll? Ich gönne ihnen ihre Paläste und ihre Schätze, gönne ihnen den Glanz ihrer großen Städte, und die Pracht ihrer goldenen Kleider; das Alles ist ihres, es ist gemacht von Menschenhänden, und der Reiche hat es gekauft. Von wem aber wollen sie kaufen diese Berge und Thäler, diese Adler und diese Gemsen? Wem wollen sie bezahlen dieses Rauschen der Bäume und dies Murmeln der Quellen, was doch kein Mensch gemacht hat? Wo wird erwiesen, daß auch hier der Reiche das Vorrecht des Besitzes hat, daß ihm gehört, was die Natur hingestellt hat für Alle? Haben sich denn diese Wälder umzäunt, haben sie an ihren Grenzen sich selber Warnungstafeln hingestellt, auf denen zu lesen war, daß sie von Uranfang her nur den Reichen gehören? Wer hat diese Gesetze gemacht, die mir gebieten, den Steinadler und den Edelhirsch nicht zu schießen, der über meinen Weg läuft, ohne dem König und dem Maire eine Steuer zu zahlen? Ha! eine Steuer von dem, was Gott geschaffen hat! Und wer hat jene Grenzen gezogen, die mir gebieten sollen, meinen Fuß nicht auf jenen Stein zu setzen, weil er spanischer Stein ist, und die wilde Gemse dort auf jenem Pic nicht zu schießen, weil dort spanisches Land sei! Ha, überall, wo mich mein Fuß hinträgt, soll das Erdreich, das mein Fuß berührt, mein sein, so lange, bis die Natur selber

eine Tafel hinstellt, auf der zu lesen: weiche zurück! Hierhin darfst Du Deine Schritte nicht lenken! Bis dies aber geschieht, soll es meine Lust sein, den Ysard zu schießen, ohne davon dem Maire eine Abgabe zu zahlen, hinüber zu gehen auf spanischen Boden und den wilden Bär dort zu schießen und Contrebande ins Land zu bringen! Und kein Gesetz soll mich hindern dies Alles zu thun. Ich will Dir sagen, Lola, da drinnen in den großen Städten, da wissen sie nichts von Freiheit und Natur, und wenn sie da drinnen Gesetze geben, so ahnen sie nicht, daß die Freiheit, die sie aus ihren Städten vertrieben, hieher sich geflüchtet hat in unsre Gebirge, und daß sie hier mächtig ist und stark! Ja, ja! Und wenn Ihr mit Euern Gesetzen und Eurer Macht sie aller Wegen vertreibt, so weiß ich doch einen Ort, wo sie ewig in Sicherheit wohnen soll. Da, meine Brust soll ihre Zuflucht sein, und so lange noch ein Athem in mir ist, sollen sie sie nicht vertreiben aus dieser Stätte. Ja, so lange ich bin, so lange will ich auch kämpfen gegen ihre kleinlichen Satzungen und ihre entehrenden Gesetze. Mein soll sein das Thier des Waldes und der Vogel in der Luft, mein der reine Aether der Höhe und das Moos im Thale, mein der Wasserfall, der sich vom Felsen hinabstürzt, und die Blume, die an seinem Fuße blüht, mein soll sein die Pinie, die ihre Wipfel rauschend gen Himmel streckt, und der Epheu, der sich um seinen Stamm

ranket! Das Alles will ich besitzen, denn die Natur hat es geschaffen zum gemeinsamen Besitz, und nur mit meinem Leben lasse ich mich vertreiben aus dem, was mein ist, und so lang ich athme, will ich kämpfen für mein Eigenthum! Sieh, Lola; das will ich, das muß ich behalten, Freiheit und Natur, und Lola, wenn Du den Mann, der dafür kämpft, nicht liebst, so geh, und suche Dir unter den Schäfern des Thals Einen, mit dem Du Schafe weiden und Gründlinge fangen kannst."

Lola hatte ihm ehrfurchtsvoll und schweigend zugehört, ihre Augen waren immer strahlender geworden, und ihre Wangen dunkler in purpurner Gluth, und jetzt legte sie ihre vollen braunen Arme fest um des Geliebten Gestalt, und jauchzte: „O mein Held, mein König! Laß den Schäfern ihre Schafe, und den Bächen ihre Fische, laß ihnen Alles, Lola will nichts, als ihres Helden Herz! Gehe hin, und streite für Deine Freiheit! Ach ich wollt', ich wäre die Freiheit, dann wär' ich immer Deine Braut, und Du verlangtest stets nach mir! Ach, sieh, Odoardo, so wie ich Dich liebe, so ist's so schön, ach, und wenn ich so vor Dir zittere, so freut's mich so sehr, und wenn ich mich fürchte vor Deinem drohenden, nervichten Arm, so macht's mich so glücklich. Ach, Odoardo, es ist so schön, wenn ein Weib vor ihrem Liebsten zittert! Und vorher, als Du mit blitzenden Augen und mit geballter Faust so sprachst, siehst Du, da hätte ich vor Dir nie-

versinken mögen, Dich anzubeten, Du mein Held, mein Gott!"

Odoardo setzte sich lächelnd auf einen Sessel, und zog Lola zu sich nieder auf seine Knie. Sie lehnte sich an ihn, und plauderte weiter: „Weißt Du, Odoardo, was ich am liebsten hab', wenn Du fort bist? Sieh, wenn's so recht donnert und blitzt, wenn mit Majestät der Donner in den Bergen wiederhallt, daß Alles zittert und bebt, wenn das Feuer aus dem Himmel sprüht, daß Alles unter ihm glüht, wenn die ganze Natur schweigt und zittert vor Angst, und wenn dann das Gewölk sich zertheilt, die Sonne wieder scheint und in tausend Thautropfen glänzt, und die ganze Natur wieder lächelt. Ha, das hab' ich so gerne; dann ist es mir, als sähe ich Dich vor mir, als hab' ich Dein Bild geschaut. Denn so ein stolzes, königliches Gewitter, vor dem Alles bebt, und dann so ein Sonnenschein nach Donner und Blitz, das ist Dein echtes Conterfei."

Odoardo lachte und sagte: „Aber hast Du nicht Furcht vor dem Einschlagen, Du meine süße kleine Taube?"

„Möcht' es auch einschlagen," sagte sie lächelnd, „die Liebe verschlägt's doch nicht! Weißt Du, Odoardo, Dein Hündchen bin ich, und selbst mit Schlägen kannst Du ein Hündchen nicht vertreiben, wenn's Dich einmal erst liebt, und wenn Du ihm zürnst, schmeichelt's so lange zu Deinen Füßen, bis Du Alles ihm wieder verzeihst!

Laß Dir sagen, Odoardo, wenn ich auch bitte, Du möchtest bei mir bleiben, und ein friedlicher Schäfer werden, so hab' ich's doch auch gern, wenn Du nein dazu sagst. Ich hab's gern, zu denken, daß Du so frei und kühn da oben auf Deinen Bergen bist, o, das Herz lacht mir im Liebe, wenn ich seh', wie die Leute im Dorf vor Dir zittern, und wie die Grenzjäger Dir nachstellen, und wenn ein Schuß in den Bergen erschallt und die Leute die Köpfe zusammenstecken, und flüstern: das ist gewiß der Odoardo, so bin ich stolz darauf, daß ich Dein Weib bin. Dann nehm ich meinen Buben auf den Arm, und lehr' ihn sagen: Odoardo, mein Vater, ist ein freier Mann!"

„O lehr' ihn vor allen Dingen sagen: Lola, meine Mutter, ist ein Engel!" rief Odoardo, zog sein Weib näher an sich, und küßte sie.

Dann stand er auf, und sagte ernst: „Aber schau, die Sonne ist schon herauf, und der Espingo leuchtet im Morgenroth. Jetzt tritt die Gemse heraus auf die Schneekuppen, und der Edelhirsch spazieret in der Frühluft. Da muß Odoardo auch dabei sein, und sein Feuerrohr!"

Lola half ihm mit liebender Sorge seinen Anzug vollenden, reichte ihm die Jagdtasche dar, und er bückte sich, daß sein Liebchen sie selber ihm über die Schulter hänge. Dann zog er das dunkelrothe Capulet über seine schwarzen Locken, und setzte das leichte Jagdbarett dar-

über. Lola rief: „Wie schön Du bist!" Sie legte ihre beiden Arme auf seine Schultern, und hob sich auf die Fußspitzen, seine Lippen noch einmal zu küssen. Er neigte sich zu ihr nieder, und sagte lächend: „Wenn Du heut artig bist, und mein gedenkst, so bring' ich Dir auch zur Nacht den schönsten Ysardbock heim und dazu eine seltene Blume, wie sie nur da oben auf den Gipfeln des Espingo wächst! Und nun lebe wohl, meine wilde Taube, meine kleine Palombe!"

Dann nickte er ihr freundlich zu, schlug seinen braunen Mantel über die Schultern und verließ die Hütte. Lola schaute ihm nach, wie er an dem Berge emporstieg, und als er um die nächste Felsecke verschwand, flüsterte sie: „Es ist doch ein schöner, prächtiger Mann!"

II.

Durch den dichten Tannenwald auf nur wenig betretenen Pfaden stieg Odoardo aufwärts, keck und unverzagt. Odoardo kannte keine Furcht und wenn er auch wußte, daß der Maire seines Arrondissements jeden Ysardbock, den Odoardo schoß, und für den er nicht gesetzliche Steuer zahlte, in sein Schuldbuch eintrug, wenn er auch wußte, daß die spanischen Basken an der Grenze ihm auflauerten, um ihn, sei's auch mit tödtlicher Kugel, zu hindern, daß er über die Grenze schreite, ihnen ihre Ysards, ihre Bären und Edelhirsche zu tödten, und daß die fran-

zösischen Grenzjäger ihm nachspäheten, um ihn rückkehrend von spanischer Seite, als Contrebandier festzuhalten, wenn er dies Alles auch wußte, so zagte er doch nicht. Er blickte mit stolzer Ruhe an seiner eigenen Athleten=Gestalt hinab und schlug, wie zur Betheuerung seiner Sicherheit an seine Brust, wo im ledernen Collet der spitze Dolch verborgen war. So im Tannenwald aufsteigend, und seiner Gefahren gedenkend, sang er:

Dem freien Mann gehört die Welt,
Gehört der Wiese Grün,
Und Alles, was ihm wohlgefällt,
Erobert er sich kühn.
Und spricht der Maire: „von jedem Bock
„Zahlst Du mir Steuer ein,"
So nehm' ich meinen Jägerstock,
Und schlage lachend drein!

Hussa, haha, mein armer Maire,
Das soll die Steuer sein,
Hussa, haha, mein armer Maire,
Der Gemsbock, der ist mein!
Der König trägt 'ne goldne Kron',
Ein Capulet trag' ich,
Der König sitzt auf goldnem Thron —
Der ist zu klein für mich!

Mein Thron, das ist die Felsenhöh',
Mein Reich der Berge Welt,
Und rings, so weit ich um mich seh'
Ist mein, was mir gefällt.
Hussa, haha, mein Königsherr,
Ihr droht, ich lache drein,
Hussa, haha, mein Königsherr,
Zahl' keine Steuer ein!

Mit stolzem, siegreichen Lächeln, immer noch die Melodie seines Liedchens murmelnd, schritt er weiter. Der Wald begann lichter zu werden, die Höhe steiler. Odoardo stieg schneller aufwärts, denn er sehnte sich nach dem Anblick, der dort am Rande des Waldes seiner harrte, und der, so oft er ihn auch erschaut, ihm neu dünkte und entzückend. Jetzt stand er oben, und mit einem Ausruf der Freude schweiften seine feurigen Blicke umher. Welch ein Anblick! Wie hoch die Felsen dort in die Wolken ragen, wie steil sie herabschießen in die Tiefe, wie sanft sie dort hernieder gleiten zu jenem grünen lieblichen Thal, das mit seinen tausend und tausend Blumen berauschende Düfte spéndet. Welch eine Blüthenpracht, welch ein Farbenglanz auf jener Blumenwiese, wie leuchtet die Sonne in den Thautropfen, welche die stolzen Rhododendrum zieren, und spiegelt sich wieder im Kelche der lieblich duftenden Digitalis!

Odoardo ging einige Schritte weiter um die Ecke der Felswand, und ein neuer herrlicher Anblick bietet sich ihm dar. Die blühende Wiese ist verschwunden mit ihrem smaragdnen Grün. Inmitten von Felsen steht er da. Ueber ihm, unter ihm Felsen. Auf einen Vorsprung tritt er hinaus, und blickt hinab in die Tiefe, blickt hinauf zur Höhe. Ein runder Kranz von Felsen steigt majestätisch hinab, und tief, tief unten an seinem Fuß liegt ruhig und schweigend der große dunkle Seculejo, der

herrliche See. In seinem klaren und stillen Wasser spiegelt sich der tiefblaue Himmel, und die weißen Schneespitzen der Berge scheinen die dunkeln Fluthen zu küssen. Auf der Mitte des Sees fährt, einem kleinen Punkte gleich und dem geschärften Auge des Jägers nur erkennbar, ein kleiner Nachen dahin, und über diesem in der Höhe, als folge er einer sichern Beute, schwebt ein großer mächtiger Steinadler mit gebreiteten Flügeln. Dort drüben von der jenseitigen Felswand herab stürzt mit furchtbarem Brausen ein Wasserfall jählings und steil hinunter in den See, nicht weit vom Ufer desselben nur bricht er sich an dem hohen Schneeberg, springt wie in neckischer Wuth in Milliarden diamantner Perlen wieder empor, und fällt dann in einem dichten silbernen Regen in den See hinein. Dort zur Linken aber stürzt sich der wilde schäumende Go von dem höchsten Pic des Espingo hinunter in das Thal, und singt mit seinem Brausen ein Lied von der Freiheit der Berge und der ungezügelten Kraft der Natur. Keine andere Stimme erschallt hier, wo die Natur selber mit heiligem brausenden Orgelklang sich eine Hymne singt. Kein Ton der Welt, kein Klagen und Jammern, auch kein Jauchzen und Freuderufen dringt hierher, hierher wo die Natur sich selber einen Tempel gebaut, in dem sie ihre verborgensten Geheimnisse offenbart, und ihre keuschesten Schönheiten enthüllt. Odoardo blickte lange und selig im

Schauen auf die Wunder der Welt um ihn her, dann durchschauerte es ihn im Gefühl seiner großen Einsamkeit, und er wandte sein Auge nach jener Seite hin, wo tief, tief unten im Thal am Felsenabhang neben der blumigen Wiese und dem spiegelglatten See, nur seinem Auge erkennbar, die zierlichen Hütten des Dorfes Dò sich ausbreiten. In einer jener Hütten wohnt Lola, sein Weib, seine Geliebte, — er nickt mit dem Kopfe wie zum Gruße dahin, und ein glückliches Lächeln fliegt über sein gebräuntes schönes Angesicht. Dann erhebt er seine Stimme zum Gesang, daß sie mit ihrem majestätischen Schall, und ihrer naturvollen Kraft sich mischt in das Brausen des Wasserfalls und in das Rauschen des Flusses, Beide noch übertönt, und in den stillen schweigenden Felsen hier ein lautes und klares, und allgemach dort ein verhallendes Echo findet! Odoardo aber sang das süß tönende Volkslied der Basken:

Im Dunkel der Nacht erglänzet ein Stern,
Dem bleibt an Pracht alles Andere fern,
Daß Nichts ihm gleicht, das glaub' ich gern.

Weiß und roth ist ihr reizendes Angesicht,
Wie Musik so lieblich tönt's, wenn sie spricht,
Den Kranken heilet ihr Blick so licht.

Weiße Taube, sprich, wohin willst Du gehn?
Mit Schnee bedecket sind Spaniens Höhn!
Willst zum Asyl der Nacht mein Dach Du ersehn?

„Nicht vor Schnee und vor Nacht nicht grauset mir,
„Tag und Nacht für den Freund wohl ständ ich hier
„Und fürcht' nicht den Wald, nicht der Wüste Thier."

Komm, süße Taube, laß fangen Dich ein,
Nicht auf der Welt Deines gleichen kann sein,
In Spanien und Frankreich nicht, nein, o nein!
Mein Herz ist krank, o höre mich!
Das Fieber verzehrt mich, verzehrt mich um Dich,
Und soll ich nicht sterben, komm! heile mich!

Noch war das Echo nicht still von der letzten Strophe seines Liedes, als ein anderer und minder melodischer Ton ihm neues Leben gab.

Aus einer Felsschlucht hervor stürzte mit wildem Geheul ein großer Hund daher. Den langen bis zur Erde herabhängenden Schweif zwischen den Hinterbeinen, rannte er heran, und gräßlich hallte sein Heulen wieder von den Wänden des Sees. Wie er jetzt seinen Lauf gerade auf Odoardo richtete, und aus seinen wüthenden Augen wild nach ihm hinglotzte, hob Odoardo ruhig einen Stein vom Boden auf, sicher zielend, warf er ihn gerade an des wilden Hundes Kopf, und sagte lachend: „Sieh mich nur nicht so wüthend an! Meinst Du, ich fürchte Dich, weil Du toll bist? Fürcht' ich doch keinen Grenzjäger, und die sind doch toller noch, wie tolle Hunde!"

Ein abermaliger Steinwurf seiner Hand traf das Thier gerade an der Schnauze, daß es aufschrie vor Schmerz, und sich umwendend in furchtbaren Sprüngen die steilen Felswände am Ufer des Sees hinaufsprang. Lange schon war es verschwunden, als noch sein furchtbares

wildes Geheul das Donnern des Wasserfalls übertönte, und Odoardo lachte: „Bist gerade so muthig, wie die Grenzjäger! Nun, das soll mir ein gutes Vorzeichen sein! Den tollen Hund hab' ich vertrieben, jetzt geht's an Euch!"

Und höher hinauf in die Berge lenkte Odoardo seine Schritte. Bald lag der niedere Tannenwald, durch den er gewandert war, hinter ihm, verkrüppelte Bäume und einzelne Alpenpflanzen waren das einzige Zeichen des Lebens, — auch diese verschwanden, und unter Schneefeldern, aus denen nur hie und da ein mit spärlichem Moos bedeckter Granitblock sich erhebt, stand Odoardo, das einzige lebende Wesen inmitten der grausigen Stille um ihn her. Nichts erinnerte an das Leben hier in dieser starren Ruhe des Todes um ihn her! Welch eine Ruhe! Welch eine grausige Stille. Der Welt entrückt, reicht kein Ton aus ihr hieher, nur der Donner spricht hier seine majestätische Sprache, und die Windsbraut antwortet seinem Ruf mit ihrem lauten Geheul. Hier wo nichts lebt, nichts vegetirt, wo kein Frühling Blüthen bringt, die der Herbst zerstören kann, wo es gar keine Jahreszeiten giebt, hier ist wahrhaft das Reich des Todes. Und doch, inmitten dieser leichenhaften Natur dachte Odoardo nur an das Leben, und durch die Schneemassen watend, eilte er, den Schneeberg an der entgegengesetzten Seite herab zu rutschen, bis zu jener Stelle, wo die

hie und da aufgehäuften Steinpyramiden ihm als Wegweiser dienten. Odoardo kannte diese Pyramiden gar wohl, er selbst hatte sie, mit einigen seiner Freunde von spanischer Seite, hier aufgehäuft, damit es ihnen an einem Wegweiser und Warner nicht fehle, wenn der Schnee den nahen tiefen Schlund bedeckte und unkenntlich machte. Diese Wegweiser, das weiß er, führen ihn weiter hin an die Grenze Spaniens, und dort wird er spanische Basken finden, und spanischen Wein gegen französischen Tabak zum Verkauf eintauschen. Und dann, wenn diese Freunde ihn verlassen, wird er heimlich über die Grenze schleichen, sich den Ysard und Bären erlegen, und über die Grenze schmuggeln. O es ist eine solche Lust, die lächerlichen und einzwängenden Befehle der Obrigkeit nicht zu achten, es ist eine Freude, mit keckem Muth, die Gefahr nicht scheuend, die steilen Pfade des fast unzugänglichen Port d'Oò zu überschreiten und als ein freier Mann zu thun, was die Gesetze verbieten wollen. Mag ihn der Maire immerhin einen Schleichhändler nennen, was kümmert's ihn! Was kümmert's ihn, ob ihn Grenzjäger verfolgen von spanischer und französischer Seite her, um ihm seine Waaren und seine Beute zu nehmen! Nicht um Geld und Beute führt Odoardo sein kühnes gefahrvolles Leben, nicht um Gewinnst und Vortheil! Wenn der Maire es auch glaubt, die Bewohner seines Dorfes, seine armen Nachbarn im Dorfe Oò wissen es besser. Hat er nicht

stets den Armen unter ihnen, wenn er von seinen gefahrvollen tagelangen Wanderungen wieder hinab kam ins Thal, hat er nicht stets ihnen dann den Lohn seiner Mühe und seiner Gefahr gegeben, ihnen das Geld und den Wein? Für sich nichts behaltend als einige Federn des Steinadlers, den er heimlich auf spanischem Boden geschossen, einige Federn, um sie als Siegeszeichen auf seinem Capulet zu tragen, und für seine Lola nichts als eine seltene Alpenpflanze, um sie an ihrem schönen Busen verwelken zu sehn? O nicht um Gold und Schätze würde Odoardo wagen, was er wagt, nicht um diese würde er so alltäglich mit Gefahren kämpfen! Er kämpft für seinen Glauben, für seine Ehre! Denn die Freiheit ist sein Glaube, und diese zu bewahren, nennt er seine Ehre! Und nicht will er es glauben, daß dem freien Manne verwehrt sein kann, den Fuß zu setzen, wohin er will, ohne jenes Streifchen Papier, das sie Paß nennen, und das der Maire allein ihm ausstellen kann. Sein Muth und seine Kühnheit ist sein Paß, meint er, und den hat ein Höherer, als der Maire, in seiner Brust ihm ausgestellt. Und nicht will er glauben, daß der Maire von jedem Ysardbocke, den Odoardo schießt, mit Recht eine Steuer verlangen kann. Gott schuf den Ysard zum Nutzen des Menschen, und weil er ein Mensch ist, meint Odoardo, will er nutzen, was Gott für ihn auch geschaffen, und nicht will er glauben, daß es vor Gott eine Sünde

sei, den Wein zu trinken, der in Spanien gegohren, und dem Spanier den Tabak dagegen zu geben, der in Frankreich gewachsen. Beides hat die Natur gegeben für den Menschen, und der Natur will er dafür seinen Zoll des Dankes entrichten, nicht aber dem Maire den Zoll, den dieser eigenmächtig darauf gelegt! Um dieses Alles, was er nicht glaubt, und doch glauben soll, kämpft Odoardo, und er nennt sich selbst oft stolz und kühn: einen Kämpfer der Freiheit!

Jetzt ist er auf spanischer Seite. Er setzt den Finger an den Mund, und läßt ein schrillendes Pfeifen ertönen. Dann horcht er. In der Ferne wird das Pfeifen erwiedert. Odoardo nickt zufrieden mit dem Kopf, und schreitet rasch weiter vor in das nahe Dickicht des Waldes. Nach einiger Zeit kehrt er zurück, und seine nervichten Arme rollen ein Faß des feurigen spanischen Weins. Jetzt ist es über die Grenze gerollt, Odoardo betritt wieder französischen Boden, und rollt die köstliche Beute lustig vor sich her den Abhang hinunter. Da, horch, welch ein Ton! Hei, wie das trockne Laubwerk auf dem Fußboden raschelt, wie's knistert in den Zweigen des Buschwerks! Jetzt mag er kommen, der Isardbock, Odoardo ist bereit ihn zu empfangen, ist bereit ihm mit seinem Feuergewehr, das er an seine Wange gedrückt und dessen Hahn er aufgezogen, einen Willkomm entgegen zu donnern. Da, da zeigen sich schon seine spitzen Hörner,

seine im Dunkel des Waldes noch leuchtenden Augen. Jetzt springt's heran; nun ein Knall, ein Aufblitzen, ein dicker Dampf! Wie furchtbar der Schuß wiederhallt an den Bergen, in den Klüften und Spalten. Ach, und wie es wimmert, das arme Thierchen, wie's Odoardo, der zu ihm hingesprungen ist, noch einmal aus seinen erlöschenden Augen, mitleidflehend, ansieht, ehe es verendet. Odoardo ladet den Gemsbock auf den Rücken, rollt mit dem Fuß das Faß vor sich her, und schickt sich an, in's Thal hinab zu steigen!

Da, horch, wieder Geräusch in der Ferne, — lauernd steht Odoardo, jetzt kommt es näher und näher, — er erkennt sie schon, es sind französische Grenzjäger. Wird er fliehen, wird er eilenden Lauf's hinunter rennen in's Dorf? Odoardo steht; ruhig und stolz steht er da, es sind nur zwei Grenzjäger, und er hat oft schon gekämpft gegen vier derselben. Er ruft sie spottend an, und fragt, ob sie von seinem spanischen Wein trinken, und von seinem steuerfreien Ysard essen wollen?

Wie das die Grenzjäger erbittert! Sie legen ihre Gewehre an, sie drohen auf ihn zu schießen.

Odoardo sagt stolz: „Thut's, wenn Ihr es wagt!" Er weiß, sie wagen es nicht, denn sie wissen wohl, daß alle Bewohner des Thals Odoardo's Tod rächen würden, denn überall ist er bekannt, und überall im Thal geachtet und geliebt, aber auch gefürchtet! Ruhig lächelnd steht

Odoardo, — da packt ihn, von hinten her, eine mächtige Faust, noch eine! Zwei andre Grenzjäger sind es, die hinter seinem Rücken herangeschlichen sind, um ihn diesmal gewiß einzufangen.

Selbst ein Löwe ist wehrlos gegen solch' einen hinterlistigen Ueberfall! Odoardo ist es nicht! Ein furchtbarer, drohender Ruf entfährt seinem Munde, dann schüttelt er sich, wie der Löwe sich schüttelt, wenn niederes Gewürm in seiner Mähne kriecht, dann schmeißt er mit der ganzen Wucht seines muskelvollen Körpers sich herum. Die beiden Jäger halten fest, aber nur den linken Arm, nur den linken, der rechte ist frei, und Odoardo will und muß auch frei sein. Blitzschnell fährt er mit der freien Rechten in seinen Busen, und — nur ein Moment bleibt sein Dolch in der Luft, dann fährt er in des einen Jägers Hals, daß er ächzend zusammen sinkt, und wie die Andern, entsetzt einen Augenblick, zurück weichen, erfaßt er sein Gewehr, und legt auf sie an: „Wer es wagt mir zu nahen, den schieß' ich nieder! Bei der heiligen Jungfrau sei es geschworen!"

Der Fall ihres Kameraden, der mit dem Röcheln des Todes sich am Boden windet, hat sie erbittert. Sie achten nicht Odoardo's Drohung, sie stürmen heran. Odoardo drückt ab, und sein Schuß trifft so sicher des Jägers Herz, wie vorhin das der Gemse. Einer von ihnen stürzt; mit einem furchtbaren Todesschrei stürzt er

zusammen! Die beiden Andern entfliehen! — Odoardo ist allein, er neigt sich über die beiden Gefallenen; sie werden nicht wieder aufstehen, ihre Augen sind schon gebrochen. —

Keine Reue ist in Odoardo's Seele, kein Zagen! — Er that, wie er thun mußte, er handelte, wie er handeln mußte. Ein freier Mann setzt Alles daran, seine Freiheit zu bewahren, und die Beiden, die da liegen, hat er nicht ermordet, sondern in der Nothwehr getödtet!

Er ladet seinen Ysard wieder auf die Schulter, rollt das Faß vor sich her, und steigt hinunter in das Thal, wo schon die Vesperglocke läutet. Odoardo bekreuzt sich fromm, und betet ein: Ave Maria!

III.

„Aber warum gehen die Nachbarn heut alle so scheu an mir vorüber? Warum flüstern sie zusammen, und sehen mich so mitleidsvoll an?“ fragte Lola ihren Odoardo, der neben ihr auf der Moosbank vor ihrer Hütte saß, den Buben auf seinem Schooß.

Odoardo schaute schweigend zu hohen Felswänden, die das Thal begrenzen, empor und sagte: „Es jammert sie wohl, daß ich Dich heute noch wieder verlassen und einige Tage ausbleiben muß!“ Lola schlang ihre Arme um seinen Nacken, und jammerte: „Willst Du schon wieder fort?“

Odoardo wehrte sie sanft zurück, und sagte ernst: „Höre mich an, Lola, meine Palombe, aber weine nicht! Odoardo's Weib muß nicht weinen und nicht klagen; sie muß für Alles einen freudigen Muth haben.“ —

„Ich habe ihn, ich will ihn haben!“ sagte sie leise, „sprich nur, sprich!“

Odoardo zog seinen Dolch aus der Brusttasche, und sagte kurz: „Sieh' ihn an!“

„Er ist mit Blut befleckt!“ rief Lola.

„Hast Du schon jemals gehört, daß ich ihn gebrauchte, um ein Thier damit zu tödten?“ fragte Odoardo kurz.

„Es ist Menschenblut,“ flüsterte Lola, und ihre Wange erbleichte.

„Wie viel Schüsse hörtest Du gestern aus dem Gebirge her?“

„Zwei!“ antwortete Lola mit bebender Lippe.

„Doch habe ich nur einen Ysard erlegt!“ erwiederte Odoardo ernst.

„Und der andere Schuß? Odoardo, mein Geliebter, der andere Schuß?“

„Weinst Du, Lola?“

„Nein, Odoardo!“ sagte sie, und versuchte ruhig und ohne Zittern zu sprechen.

„Der andre Schuß,“ sagte er leise, „traf den zweiten Grenzjäger gerade ins Herz!“

„Zwei, Du hast zwei Jäger getödtet?“

Odoardo nickte und sagte: „Die beiden Andern sind entflohen, und werden dem Maire den Tod ihrer Brüder erzählen!“

„Ach! und sie werden ihm auch sagen, wer sie getödtet!“ jammerte Lola, „und der Maire wird Soldaten senden, daß sie Dich fangen!“

„Still,“ gebot Odoardo, und Lola, demüthig und gehorsam in ihrer Liebe, trocknete ihre Augen und erstickte ihre Seufzer. Dann, nach einer Pause, sagte Odoardo: „So lange die Felsen da oben noch fest stehen, und die Höhlen und Schluchten, so lange mögen die Soldaten immerhin kommen mich zu suchen, sie werden mich nicht finden.“

„Und ich, ich soll Dich missen?“ klagte Lola, soll Deine lieben Augen nicht sehen, und Deine süße Stimme nicht hören?“

„Odoardo neigte sich, dichter an ihr Ohr und flüsterte: „Allabendlich, wenn die Sonne hinter den Bergen herab gesunken ist, und der Mond noch nicht herauf, öffne die Hüttenthür.“

Lola nickte verstehend, und lächelte unter Thränen: „Dann kommst Du?“

Hier wurden sie unterbrochen, denn einer der Nachbarn kam eilends und blaß daher gerannt: „Fliehe, fliehe Odoardo! Soldaten rücken in's Dorf, der Maire an ihrer Spitze, sie kommen Dich zu fangen.“

Lola lehnte sich zitternd an Odardo, der kleine Bube weinte, weil er seine Mutter weinen sah. Odoardo aber stand auf und sagte ruhig: „So lebe wohl, Lola!“

„Ist Dein Gewehr geladen,“ fragte André, der Nachbar.

„In beiden Läufen!“ antwortete Odoardo.

Lola hing sich an seinen Arm, und flehte: „Laß mich Dich begleiten, Odoardo, laß mich Deine Gefahren theilen!“

„Wir wären Beide verloren,“ sagte Odoardo, „und was sollte aus dem Buben da werden, Lola!“

Dann wandte er sich an André und sagte: „Schütze mir Weib und Kind! Und nun lebt wohl!“

Ohne Lola noch einmal zu umarmen, wandte er sich um und stieg eilends die nahe Felswand empor.

Athemlos, mit starrem Blick und geöffnetem Munde blickte Lola ihm nach, und als er jetzt im dunklen Tannenwald verschwunden war, seufzte sie tief: „Er ist gerettet!“

Jetzt tönte Geräusch von der andern Seite des Thals herauf, trommelnd kam ein Tambour daher, ihm folgte auf einem Maulthier der Maire von Bagnères, begleitet von acht bewaffneten Soldaten.

Jetzt hielten sie vor Odoardo's Hütte, der Tambour schwieg. Mit lauter Stimme rief der Maire Odoardo's Namen, forderte ihn im Namen der Gesetze auf, zu er=

scheinen, und sich, wenn er es könne, zu rechtfertigen wegen seines Verbrechens, seines Mordes der beiden Grenzjäger.

Lola fühlte, daß sie des Geliebten Ehre zu vertheidigen habe, und mit hoher Zornesröthe auf ihren Wangen sagte sie: „Odoardo ist kein Mörder!“ Er tödtete die beiden Jäger im ehrlichen Kampf.

„Wer ist das Weib?“ fragte der Maire die Umstehenden.

Lola richtete sich stolz empor und sagte: „Ich bin Odoardo's Weib, und dies ist sein Bube, den ich zu einem Manne erziehen will, der seinem Vater gleicht!“

„Wo ist Odoardo, der Mörder?“ fragte der Maire.

Lola zeigte mit einem triumphirenden Lächeln nach den Bergen hin: „Dort in den Bergen ist er, wo allein ein freier Mann vor Sklaven sicher ist!“

„Also entflohen!“ sagte der Maire, und eine feierliche Miene annehmend, rief er laut: „Der Mörder Odoardo, seit lange schon des Verbrechens des Contrebandirens schuldig, der Aufrührer, der sich stets weigerte die Steuer zu zahlen, ist dem Gesetz verfallen, und wir erklären ihn hiermit vogelfrei! Sein Hab' und Gut verfällt dem Staat, die Kirche wird ihn ausstoßen aus ihrer Gemeinschaft als ein räudiges Schaf, und eine ansehnliche Belohnung sichern wir dem, der ihn greift und uns ausliefert.

Er ist des Todes schuldig, denn er ist ein zwiefacher Mörder!"

„Ihr lügt, das ist er nicht!" donnerte eine mächtige Stimme von der Höhe herab. Verwundert schauten Alle nach jener Seite hin, von woher der Ton gekommen. Dort auf einem Vorsprung des Felsens, kaum groß genug seine Füße zu tragen, und unter dem die Felsenwand schroff hinab schoß in's Thal, dort stand, auf sein Gewehr gelehnt, Odoardo, und den Arm drohend ausstreckend, rief er noch einmal: „Ihr lügt!"

Lola breitete ihre Arme empor und jubelte: „Odoardo, mein Geliebter! Ich erkenne Dich!"

„Gebt Feuer!" befahl der Maire seinen Soldaten. Wie sie aber die Gewehre anlegten und zielend hinauf schauten zum Felsenvorsprung, war die Stelle leer; Odoardo verschwunden.

„Hundert Francs dem, der ihn fängt!" rief der Maire, und morgen kehre ich zurück, um über des Mörders Eigenthum, das dem Staat verfallen ist, Gericht zu halten in öffentlicher Auction."

Odoardo war indeß wieder in den Wald getreten, und auf ihm nur bekannten und zugänglichen Pfaden wanderte er weiter. Der Wald ward immer finsterer und dichter, kaum vermochte Odoardo mehr die nächsten Gegenstände um sich her zu erkennen. Hier, das wußte er, konnte keines Menschen Auge ihn sehen, keines Men-

schen Ohr seine Worte belauschen, und die Empfindungen, die er bis dahin zurückgehalten, drangen jetzt mit verdoppelter Kraft hervor. Er warf sich nieder auf seine Knie in ungeheurer Bewegung. Seine Brust hob sich in furchtbarem Kampf, seine Glieder zitterten, Thränen des Zorns und der Wuth drangen in sein Auge, und seine nervichten Arme gen Himmel erhebend, rief er mit einer Stimme, die mit Sturmeskraft in der lautlosen Stille erklang, und vor der selbst die Gipfel der Bäume sich zu regen schienen: „So wahr ein Gott dort droben ist, ich räche diesen Schimpf! Bin ich denn ein Mensch, ein Mensch, wie sie, und sollte es dulden, daß sie thun, so wie sie sagten? Ha, meine Arme sind frei, meine Füße sind frei, ich fühle die Kraft meiner Sehnen, fühle die Gewalt meines Willens, und sollte mich beugen als ein Untergebner, als ein Sklave! O Du, Du Gott da droben, warum schriebst Du es nicht auf meine Stirne, wenn ich dazu geboren bin, ein Knecht zu sein? Warum riefst Du es nicht in mein Ohr bei jedem Grashalm und bei jeder Blume, beim Auf- und Niedergang der Sonne, beim Rauschen des Windes und dem Murmeln der Quellen, daß dies Alles nicht für uns, für uns, die wir es doch täglich hören und sehen, geschaffen ist? Ha, ist denn Alles nur für die Mächtigen und Großen der Erde, Alles nur für Könige und Fürsten, und sind wir Armen nur da, uns für sie zer-

treten zu lassen, ein Schemel ihrer Füße zu sein, auf daß sie höher stehen. Fluch über die Natur, Fluch über Gott, wenn wir geschaffen sind zu solchem Elend!"

Er schlug mit den Fäusten seine Brust in wilder Wuth und der Zorn erstickte seine Stimme, daß nur unarticulirte Laute hervordrangen. Dann rief er mit dröhnender Stimme: „Gott, Gott im Himmel, siehe das Elend und die Noth und lindere es! Siehe die Knechtschaft der Einen und den Hochmuth der Andern! Wirf ein Racheschwert unter die Geknechteten und lehre sie besiegen ihre Unterdrücker! Sende einen Engel hernieder, daß er einen Tropfen Menschenwürde gieße in die Brust der Elenden, die sich freiwillig demüthigen zu Sklaven! Nur einen Tropfen, und sie werden aufstehen in gerechtem Zorn, und ihre Augen werden sehen, was sie zu sehen sich schämen, und sie werden fühlen, daß sie Menschen sind, und werden verlangen die Rechte des Menschen! Erleuchte sie in ihrer Finsterniß, und sie werden Alle aufstehen, wie ein Mann und verlangen was des Mannes ist. Bis diese Zeit aber kommt, soll mein Leben ein Krieg sein und ein Kampf gegen ihre Satzungen, die sie mit frecher Stirn göttliche Gesetze nennen, und gegen diese Obrigkeit, die sich lügt von Gott eingesetzt zu sein, und gegen ihren Uebermuth und gegen ihre Verachtung. Gegen dies Alles will ich kämpfen, und dazu, heilige Jungfrau, stärke meinen Arm

und spanne meine Kraft. Wehe, wehe aber denen, die mich dazu gebracht haben, wehe ihnen, wenn sie vollführen, was sie gelobt. Und wehe dem, der nimmt, was mir gehört, meine Wiese und mein Feld; mit seinem Blut will ich es düngen, und nur als Leiche kommt er in meine Hütte! Gieb dazu Deinen Segen, heilige Jungfrau, laß mich siegen im Kampf gegen die Ungerechtigkeit, laß mich strafen die Ungerechten; laß, o laß mich rächen alle die Sünde und die Schmach meiner Brüder! Mein Blut sei dieser Rache geweiht, und weil sie eine heilige ist, darum segne mich, heilige Jungfrau. Als ein Schrecken will ich durch das Gebirge ziehn, und wo ein Unrecht geschieht, da will ich dabei sein, es zu rächen. Wehe denen, die mir zuwider sind; furchtbar soll ihre Strafe sein! Das schwöre ich, so wahr mir Gott und die heilige Jungfrau beistehen in meiner letzten Stunde! Dies ist das Gebet eines freien Mannes, und mögest Du es erhören, o mein Gott!"

Odoardo neigte sich und küßte die Erde, auf die er zum Schwur seine Hand hingelegt hatte; dann stand er auf und athmete hoch. Es war ihm, als habe er sich einer großen Last entladen; er fühlte sich wieder frei und leicht, und gestärkt von seinem Gebet ging er weiter.

IV.

Es war Alles geschehen, wie der Maire gesagt hatte. Er war gekommen, des Geächteten Acker und Wiese als Eigenthum des Staates an einen Andern zu vermiethen, und nur das Bitten der Thalbewohner hatte ihn vermocht, Lola im Besitz ihrer Hütte zu lassen. Ein erhöheter Preis war auf Odoardo's Kopf gesetzt, und der Priester aus Bagnères, der mit dem Maire gekommen, hatte die Gemeinde in die kleine Dorfkapelle beschieden, und dort den Bannfluch über den Mörder Odoardo ausgesprochen. „Verflucht sei er, verflucht aber auch diejenigen, die sich seiner erbarmen, die ihn tränken, wenn er dürstet, die ihn kleiden, wenn er friert, die ihn trösten, wenn er elend ist! Der Fluch der Kirche treffe den, der sich des Mörders erbarmt!" So hatte der Diener der Kirche gesprochen, der Diener der Religion der Liebe.

Zähneknirschend, flammend vor Zorn vernahm Odoardo von seinem Weibe des Priesters und des Maire Verdammungsurtheil und Fluch, und dann sagte er mit einem rauhen Lachen: „Die heilige Mutterkirche ist so milde wie die Thiere des Waldes; so barmherzig, wie ein Wolf! Auch ist sie ein Wolf, der schon manches fette Lämmlein verschlungen hat. Dann warf er sein Feuergewehr über die Schulter, und verließ, noch ehe der Himmel sich zu röthen begann, die Hütte.

Ein Schrecken verbreitete sich andern Tages durch das stille Dorf. Der Maire von Bagnères war todt in seinem Bette gefunden worden. Eine Kugel hatte ihn gerade in das Herz getroffen. Wer konnte ihn getödtet haben? Die Leute sahen sich wohl bedeutungsvoll an, Niemand aber wagte einen Namen auszusprechen, der doch allen auf der Lippe schwebte; sie fürchteten, daß sie die Rache ereilen würde, und leise nur in ihrem Herzen sagten sie: „Odoardo hat es gethan! Wird er auch den Priester tödten?" flüsterten sie unter einander, als sie in der Kühle des Abends vor ihren Hüttenthüren saßen. Einer von ihnen blickte zufällig empor an der Felsenwand, die der Vollmond fast mit Tageshelle erleuchtete, dann schreckte er zusammen, und flüsterte zu seinen Nachbarn: „Seht, seht dorthin! Dort über dem Abhang auf dem Vorsprung des Felsens, dort steht er!"

Ein feierliches Schweigen trat ein, und scheu blickten sie empor. Dort oben auf der Höhe, hell beleuchtet vom Monde, stand stolz und kühn eine majestätische Gestalt. Hell blinkte der stählerne Griff seines Dolches, hell die Läufe an seinem Gewehr, — ah, die schweigenden Thalbewohner meinten, auch das zornige Blitzen seiner Augen zu sehn, und senkten fast furchtsam den eignen Blick.

Odoardo mit seiner metallnen Stimme rief in's Thal hinab: „Meine Brüder, ich werde den Priester nicht tödten, denn er ist ein geweihter Diener des Herrn! Wehe aber

Euch, wenn Ihr hinfort bei diesem Priester beichten geht, der statt Vergebung Fluch anf seinen Lippen trägt! Gehet lieber hin und betet in dem heiligen Tempel des Waldes, als vor diesem Götzendiener. Untergang und Tod folgt dem, der es wagt, bei diesem zu beichten! Das schwöre ich bei der Liebe meines Weibes, schwöre es bei der heiligen Jungfrau! Untergang und Tod auch schwöre ich dem, der meine Wiese und meinen Acker als sein gehörig an sich nimmt! Ewige Rache und Feindschaft! Also schwöre ich, und beim ewigen Gott, Odoardo hält seinen Schwur."

Lange schon war der Klang seiner Stimme verhallt, als die, denen sie ertönt, noch immer starr und lauschend da standen; sie wußten nicht, ob vor Schreck, oder in Erwartung, ihn noch einmal zu hören.

Dann fragten sie sich scheu unter einander: „Kann er denn unsre Frage, ob er den Priester tödten würde, gehört haben?" Und einige von ihnen schüttelten gar bedeutsam die Köpfe, bekreuzten sich und meinten, „er sei ein Zauberer und Tausendkünstler, und gefährlich sei es, seinen Befehlen entgegen zu handeln!"

Darum, wenn die Bewohner von Dò auch wußten, daß Odoardo allnächtlich in ihrer Mitte weile, Niemand wagte es, ihn zu verrathen, und wenn er im Dämmerlicht des Morgens stolz und ruhig seine Hütte verließ, und hinauf stieg in die Felsen, da öffnete sich wohl hie

und da verstohlen die hölzerne Hüttenthür und manch' Auge folgte der königlichen Gestalt, und manch' Herz nannte ihn mit Furcht und Stolz zugleich die Krone des Thals. Diese unschuldigen Kinder der Natur schätzen die unentweihte freie Kraft des Menschen noch heiliger und höher als die Gesetze, und Jeder würde sich geschämt haben, Odoardo zu verrathen.

In den Bergen lebte Odoardo, in den Felsen und Wäldern! O, wie ward ihm da oben das Herz so froh und so frei, wie athmete er so leicht in der reinen Luft der Berge, und lauschte in glücklicher Ruhe dem Brausen des Wasserfalls und dem Rauschen der Bäume. Odoardo verstand die Natur; sie sang ihm ein gottbegeistertes Lied von der himmlischen Freiheit und von der Würde des Menschen, ein Lied, das alle seine Fibern erbeben machte in Stolz und Hochachtung vor sich selber. Das Rauschen der Bäume schien ihm zu sagen: wir sind frei, wir sind glücklich! Gen Himmel heben wir unsre Wipfel, und grünen und blühen aus eigener Macht und nach ewigen Gesetzen unserer eignen Kraft. Odoardo jubelte laut zu den Wipfeln empor: „Ich bin freier als Ihr, denn ich kann gehen wohin ich will!" Das donnernde Rauschen des Wasserfalls rief ihm zu: „Ich bin mächtig und groß!" Ueberwältigend stürz' ich einher, vernichte, was mir im Wege liegt, und zerschelle was mich hindern will in meiner Bahn! Und Odoardo sprach: „Ich will

von Dir lernen!" Er setzte sich wieder am Fuß des Wasserfalls und schaute ganze Stunden ihm zu, und wenn er dann aufstand, weiter zu gehen, so meinte er, er habe Vieles gelernt, und Viel Neues begriffen. Der Ysardbock, der das wilde Kaninchen verfolgend, im dichten Walde an Odoardo vorüber rannte, schien ihm zuzurufen: „siehst Du, das ist das ewige Gesetz der Natur, das einzige, das es giebt, und dies Gesetz lautet: was Gott geschaffen, und was die Natur bietet, ist geschaffen für Alle, zum gemeinsamen Gebrauch für Jeden, der es gebrauchen will, für Jeden, der die Kraft hat und den Muth, es sich zu nehmen!" — Odoardo rief laut und mächtig: „Das ist ein Gesetz, das ich verehre, und wornach ich handeln will mein Lebelang!" — Oft schlich er sich zu der Höhle der Bärin, die ihre Jungen säugend, ruhig da lag, oder mit der Brut im Sonnenschein spielte. Wenn er dann in der Ferne das trockne Laub rascheln, die Gebüsche knacken hörte, dann schlich Odoardo leise zum nahen Baum und schwang sich auf denselben empor. Nicht aus Furcht vor dem Bären, denn sein Gewehr war geladen, und Odoardo hatte noch niemals fehl geschossen, aber aus Achtung vor des Bären Werk. Denn sieh, dort kommt er in wilden Sätzen daher gesprungen, ächzend vom ungeheuren Lauf. Zu den Füßen der Bärin legt er seine Beute nieder, zwei große wilde Kaninchen, die noch zucken im Todeskampf. Er hat sie der Bärin

gebracht, damit sie nicht nöthig habe die Jungen zu verlassen, und so eilig ist er gelaufen, damit sie nicht hungern solle. Die Jungen lassen ab von der Mutter, und umringen, während diese frißt, winselnd und quikend den Bären. Wie ihm die Augen leuchten, wie er grunzt vor Vergnügen, wie er sich an der Erde wälzt und die Jungen auf seinem Leibe trampeln läßt, und es vergnügt duldet, wenn sie an ihm umher krappeln, ihn zerren und ziehen! Odoardo sah mit tiefer Rührung auf das Schauspiel hin, und sagte: „Ach, wenn doch alle Menschen so heilig dies Gesetz der Natur bewahren wollten, wie es der Bär thut, und das Thier der Wüste! O meine Lola, mein süßes Lieb! Für Dich und den Buben will ich sorgen, für Dich keine Gefahr scheuen und keinen Tod, Du meine köstliche Blume, mein einzig Weib!"

Am meisten liebte Odoardo den Adler, der auf hohem Felsenhorst so lustig und frei sein Nest sich baute, und oft, wenn er hinter einem Felsvorsprung verborgen ihm zuschaute, sagte er: „Ist nicht der Adler der König der Lüfte! Ach, wollten doch die Könige der Erde von ihm lernen, und schauen mit offenen Augen, wie Niemand ihm unterthan ist, diesem König, wie er allein sich sein Haus bauen, allein sich seine Nahrung suchen muß, und doch der König bleibt, wenn er auch selbst denkt und selbst handelt! Ja wahrlich, der Adler ist ein König, aber so einer, wie jeder Mann auch es sein kann, wenn

er vom Adler nur lernen will! Wenn er baut auf seine eigne Kraft, und vertraut seiner eignen Stärke, wenn er von Niemand sich abhängig macht, als von sich selber, keine Diener hat und keine Schmeichler, und wenn er so sich stellt und so sein Nest sich baut, daß Niemand ihn bezwingen, Niemand ihn unterjochen kann!" Und Odoardo rief über die Schneefläche zum Adlerhorst hin: „Du sollst mein Lehrmeister sein, mein Aar, nnd so wie Dich, soll auch mich keine Macht der Erde zähmen und fesseln in meiner Freiheit!" Den Fuchs, der durch List sich Alles erbeutete, und durch Verschlagenheit sich Vieles gewann, den verachtete Odoardo, und er sagte zu ihm: „Hänge Dir einen schwarzen Rock um, verdrehe die Augen, und kleffe recht sanft, so gleichst Du genau unsern Priestern." Am meisten aber erregte der blutdürstige Wolf seinen Zorn, der aus reiner Lust am Zerstören zerstörte, der aus Blutgier mordete, und aus Habgier mehr in seine Höhle schleppte, als er bedurfte, der aus Uebermuth quälte und tödtete, was schwächer war, als er, und Odoardo sagte bei seinem Anblick oft zornig zu sich selber: „Gleicht er nicht auf ein Haar den Mächtigen und Großen der Erde?" Und wenn er dann seinem eignen Gleichniß nachgespürt hatte in allen Punkten, und sein Blut erhitzt hatte an dem, wie es ihm schien, so treffenden Vergleich, dann schlich er mit seinem geladenen Gewehr vorsichtig und leise dem Wolf nach, und rief, laut

jubelnd, wenn er ihn erlegte: „O, bedächten doch die Menschen, daß alle Wölfe sterblich sind!"

Odoardo hatte sich geschworen zu kämpfen gegen die Macht und das Gesetz dieser Welt, und er hielt seinen Schwur. Ein anderer Maire war in Bagnères gewählt, — Odoardo überwachte genau sein Thun und Treiben, und strafte ihn für jede That, die ihm ungerecht schien, er tödtete das Vieh in seinen Ställen, trieb seine Heerden weiter hinein in's Gebirge, daß des Maire's Diener sie nicht zu entdecken vermochten, oder legte Feuer an seine Ställe, daß die Vorräthe verbrannten. Und jedes Mal nach solcher That wußte er geschickt durch einen oder den andern unschuldigen Boten einen Brief in des Maire's Hände zu bringen, in dem er sich als den Thäter nannte, und dem Maire sagte, warum er ihn gestraft.

Umsonst hatte der Maire einen vierfachen Preis demjenigen versprochen, der ihm Odoardo, sei's lebend oder todt, einlieferte, umsonst sandte er Häscher in's Gebirge, ihn zu fangen. Das Gebirge des Espingo ist unzugänglich und rauh, nur ein einziger schmaler Bergpaß geht durch diese Felsen, kein anderer Pfad führt auf die andere Seite des Gebirges, und Niemand wagte sich weiter hinein in's Gebirge, wo keine Straße rückwärts führte, wo er unwiederbringlich verloren war, selbst nicht der hohe Preis von viertausend Francs, den der Maire auf Odoardo's Kopf gesetzt, konnte die Häscher reizen, ihm in die

Wüste und Wildniß zu folgen. Der Engpaß, der über den Espingo führte, mündete in einer tiefen engen Schlucht, an der die Felswände von beiden Seiten so schmal zusammentraten, daß sie nur mit Mühe einer Person den Durchgang gestatteten. Von der Höhe des begrenzenden Felsen herab bewachte Odoardo diesen Paß, Niemand durfte vorüberziehen, ohne Odoardo Rechenschaft zu geben von dem Zweck und der Absicht seines Marsches, und nur wenn Odoardo den Zweck billigte, gestattete er das Weitergehn; im entgegengesetzten Fall nöthigte sein Feuergewehr und sein Schwur bei dem ersten Schritte vorwärts, es abzudrücken, den Wanderer zum unfreiwilligen Rückzug. So ward Odoardo ein Schrecken der Umgegend, und Niemand wagte sich mehr durch den Engpaß. Nur zuweilen kam ein Reisender aus der Ferne daher, und ging unbekannt mit Odoardo und dem Schrecken, den er verbreitete, durch den berüchtigten Paß. Odoardo liebte die Fremden, von denen er immer etwas Neues erfuhr aus der Welt und ihren Begebenheiten und Umwälzungen, und von denen er immer zu erfahren hoffte von Völkerfreiheit und Völkerrechten. Darum, als jetzt wie er auf der Höhe stand und hinabblickte in den Paß, ein Reisender daher kam, hieß ihn Odoardo willkommen, und fragte ihn um den Zweck seiner Reise, von wannen er komme und wohin er gehe. Der Fremde blickte erstaunt in die Höhe, und sagte in französischer Sprache:

„Also auch hierher in die Oede und die freie Natur verfolgt Ihr den Wanderer mit Euren neugierigen Fragen und Euren Zudringlichkeiten, die Ihr Gesetze, und Sorge für die öffentliche Sicherheit nennt! Nun so segne der Teufel diese öffentliche Sicherheit, die jedem Menschen zur Last und Beschwerde wird!" — Odoardo hatte als Knabe in Bagnères die Schule besucht, und zu den Kenntnissen, die er dort gesammelt, gehörte auch das Erlernen der französischen Sprache, die er so rein wie das Provençalische und Baskische sprach. Er freute sich jetzt, daß er des Fremden Antwort verstanden, und weil ihm diese Antwort so wohl gefiel, stieg er durch eine nur ihm bekannte Felsspalte eilends hinunter in die Schlucht, wo der Fremde seiner harrte.

„Da, da ist mein Paß," sagte dieser finster, und hielt ihm ein Blatt Papier entgegen. Odoardo nahm es und schaute hinein, dann sagte er, wie zu sich selber, indem er auf den Stempel des Passes deutete: „Ein Adler ist da drinnen! Da haben sie den freien Adler auf's Papier gefangen. Ah, wenn doch die Herren hieher kommen, und dem Adler zuschauen wollten, wie er so wenig ihnen gleicht in ihrer Unthätigkeit, ihrem Uebermuth und ihrem Dünkel!"

Der Fremde erwiederte in gebrochenem Provençalisch: „Guter Freund, der Adler fliegt zur Sonne auf, und die Fürsten wenden sich nur zu häufig von der Sonne ab."

Odoardo lachte und sagte: „Ihr habt Recht! Aber was sind das für Zeichen hier auf der ersten Seite, das sind keine französischen Buchstaben, und ich kann's nicht entziffern!"

„Es sind deutsche Buchstaben," sagte der Andere, — „ich bin ein Deutscher!"

„Ein Deutscher! Wo liegt denn Euer Vaterland?"

„Zwischen Rußland und Frankreich."

„Rußland, was ist Rußland?" fragte Odoardo neugierig.

„Rußland," sagte der Andere, „das ist eine große Riesenschlange, die züngelt und leckt mit ihrem spitzen Giftstachel umher, und giebt ihr tödtliches Zischen für Lächeln aus. Eine hungrige Riesenschlange ist's, die nach alle Nachbarländern hungert, und ich glaube, sie wird nicht eher satt, bis sie mein ganzes Vaterland, Deutschland, im Bauche hat."

„Und könnt Ihr der Schlange nicht die spitze Zunge stumpf machen?" fragte Odoardo mit funkelnden Augen.

Der Fremde zuckte leicht die Achseln. Dann sagte er: „Aber Ihr, guter Freund, Ihr seid für einen Grenzjäger ein sehr aufgeklärter und freisinniger Mann; das ist schätzenswerth, weil man es selten findet bei einem königlichen Beamten."

Odoardo warf den Kopf stolz zurück und sagte: „Ich diene einer Königin!"

„Bin ich denn hier auf spanischem Boden?“ fragte der Fremde unschuldig.

Odoardo lächelte: „Die Freiheit ist meine Königin, und keine andere soll mir Gesetze geben.“

Der Andere reichte ihm die Hand. „Verzeiht meinem Irrthum! Er ist aber für Jemand, der aus der Welt kommt, begreiflich. Wir in unsern Städten und Residenzen haben es nur, wie ein längst vergessenes Ammenmährchen gehört, daß es eine Königin gebe, die man Freiheit nenne, und der zu dienen, es Lust und Wonne sei! Wohl Euch, daß Ihr es in Euren freien Bergen nicht vergessen müßt!“

„Man müht sich, es uns zu lehren,“ rief Odoardo glühend. „Man will uns begreiflich machen, daß wir nicht zu freien Menschen geboren sind. Unser Knie sollen wir beugen in Demuth und Gehorsam vor einem, der ein Mensch ist, wie wir, und dessen Name uns schrecken soll, wie Kinder vom Popanz erschreckt werden. Abgaben und Steuern will man uns auferlegen, und wir sollen sie zahlen mit demüthiger Miene, und uns noch glücklich schätzen der Ehre für einen König zahlen zu dürfen. Ich aber will das Alles nicht begreifen, darum bin ich in die Felsen gegangen, wo's ihnen schwer werden soll, es mich begreifen zu lehren, und wenn ich so aufschaue zu den Schneebergen und Pics, so ist mir's, als nickten sie mir lächelnd zu, und sagten: Du hast

ganz Recht gethan, Odoardo, und wir wollen Dich dafür schützen!"

„Ihr klagt über Steuern," antwortete der Fremde, „und doch hat man mir gesagt, daß Eure einzige Steuer in der Abgabe besteht, die Ihr von jedem Ysard geben müßt, den Ihr erlegt! Kommt nach Deutschland, nach Frankreich, wohin Ihr wollt! Da werdet Ihr sehen, daß wir mehr wissen, was das Wort Steuer bedeutet, daß wir das Korn, das wir auf unserm eignen Acker bauen, die Tabakspflanzen, die wir mit eigner Hand gepflanzt, den Wein, den wir gekeltert haben, ja, daß wir das Salz auf unserm Brot, den Hund, den wir lieben, daß wir das Alles besteuern müssen. Steigt hinunter von Euren Bergen, und kommt nach Deutschland, da werdet Ihr große herrliche Völker finden, die in kindlichem Hoffnungsglauben und hingebender Zuversicht aufschauen zu ihrem unumschränkten Herrn, der ihnen gebietet, ohne daß sie dafür Rechenschaft fordern dürfen. Ganze Völker, beherrscht von Einem, ganze Völker, ohne auch nur Einen Stellvertreter zu haben, der ihre Rechte vertritt! Wie Kinder werden sie gehalten, denen man giebt, was ihnen gut ist, ohne daß sie das Recht haben, nach dem Warum zu fragen, wie Kinder, die nicht selbst denken, nicht selbst handeln können, für deren Unmündigkeit der Vater sorgen muß! Und wir schweigen und dulden,

und tragen, und sind auch keines bessern Schicksals werth, weil wir's eben tragen, wie es ist!"

„Hört auf, hört auf," unterbrach ihn Odoardo, „laßt; ich mag nichts mehr hören von Euren Gebräuchen und Euren Gesetzen, nichts mehr wissen von Euren Einrichtungen. Ja, es scheint mir schon ein Vergehen, hier in dieser freien Natur zu sprechen von der Unfreiheit des Menschen, welcher doch die höchste Verklärung der schaffenden Natur ist! Geht, geht hinein in unsre Felsen, und lernt von dem Baume und der Pflanze, von dem Thier und der kleinsten Welle des Baches, die sich schäumend und zornig an dem Stein erhebt, der sie hindern will, lernt von diesem Allen die wahre Bestimmung des Menschen."

Der Deutsche reichte ihm die Hand und sagte ernst: „Ich danke Euch für das, was Ihr mir da sagt, ja, ich möchte Euch danken, für Euch selber. Es ist ein erhebender Trost in dieser unfreien Welt wenigstens Einen Menschen gefunden zu haben, der sich seiner wahren Bestimmung bewußt ist, und noch nicht verlernt hat, an die Freiheit zu glauben. Diesen Trost verdanke ich Euch. Ich will ihn treu bewahren in meiner Brust, und mich daran stärken, wenn ich meine deutschen Brüder vom freien deutschen Rheine singen höre!"

Noch einmal reichten sie sich die Hände, und nachdem Odoardo ihn belehrt, welchen Weg er einzuschlagen

habe, um über den Rücken des Espingo ohne Gefahr zu gelangen, ging der wandernde Deutsche tiefer hinein in's Gebirge. Odoardo aber schaute, auf sein Gewehr gelehnt, ihm lange noch nach, als der Reisende schon in den Felsen verschwunden war, und Alles was er gehört, tönte wild und schmerzlich nach in seiner Seele.

V.

Ruhig trieb André seine Heerde zur Sommerweide hinauf ins höhere Gebirge. Die wonnige Kühle des Tannenwaldes, den er mit seinen Schafen jetzt durchschritt, stimmte ihn fröhlich und weich, und er sang in Gedanken an sein junges Weibchen daheim im Dorfe Dò eins jener zärtlichen Liebeslieder, an denen die Pyrenäenbewohner so reich sind, als bei einer Biegung des Wegs Odoardo mit furchtbarer Miene und leuchtendem Zornesblick vor ihm stand. André schreckte zusammen, und nicht wagend, den auf ihn geheftenden Augen Odoardo's zu begegnen, schlug er schweigend den Blick zu Boden.

„André," sagte Odoardo ernst und streng, „wir sahen uns lange nicht, und doch vermeidest Du, mich anzusehen! Nur ein Schuldbewußter schlägt das Auge nieder, und erbleicht so wie Du es thust vor mir, André. Hattest Du meinen Schwur nicht vernommen, meinen heiligen Eid, den zu tödten, der es wagte, bei jenem elenden

Priester beichten zu gehen, der mich ausstieß aus seiner Gemeinde, weil ich den Muth hatte, ein freier Mann zu sein? Antworte mir, hattest Du ihn nicht vernommen?"

André sagte kaum hörbar: „Ich hatte ihn vernommen."

„Und hattest Du nicht gehört," fuhr Odoardo fort, und seine Stimme ward wilder und zorniger, „hattest Du nicht gehört, daß ich mit einem heiligen Eide geschworen, wenn Einer von Euch es wagen würde, meinen Acker und meine Wiese zu kaufen, den zu tödten, und mit seinem Blute meinen Acker zu düngen?"

„Ich hatte es gehört!" sagte André.

„Nun wohlan, so weißt Du auch, daß ich an Dir meinen Schwur erfüllen muß, denn Du warst es, der bei jenem Priester zur Beichte ging, Du warst es, der seine Schafe auf meine Weide trieb. Warum thatest Du das, als weil Du mich höhnen, weil Du Deinen Nachbarn in Dò zeigen wolltest, daß Du den Odoardo nicht fürchtetest, daß Du ihm trotzen könntest?"

„Nein," sagte André, „nein, bei der heiligen Jungfrau, nicht darum habe ich's gethan! Ich baute auf unsere Freundschaft, ich glaubte, die würde mich schützen."

„Und wärst Du mein Bruder," rief Odoardo mit flammenden Augen, „ich würde dennoch an Dir erfüllen müssen, was ich gelobte. Denn eines freien Mannes Wort ist heilig, und soll erfüllt werden in alle Ewigkeit.

André, Du warst mein Freund, und ich kann Dich nicht, wie einen Wehrlosen züchtigen," fuhr er fort, und warf sein Gewehr zur Erde, „André, vertheidige Dich! Ich will Dich strafen im ehrlichen Faustkampf."

Gleich einer jener herrlichen Fechterstatuen, die uns aus dem Alterthum überkommen sind, so stand Odoardo da, die weit gespreizten Beine fest auf den Boden gestampft, den Oberkörper rückwärts gebogen, den rechten Arm halb gekrümmt, vorwärts gestreckt, und die mächtige Faust so in einander geballt, daß die angeschwellten Muskeln seines Oberarms zitterten, wie die eines kühnen Streitrosses, das vor Ungeduld und Kampfeslust bebt, so stand Odoardo da, seinem Gegner ein furchtbarer und schreckenerregender Anblick. „Komm an!" donnerte Odoardo!

„Ich kann nicht, kann nicht mit Dir kämpfen," rief André.

Odoardo's Angesicht flammte in Zorn. Es war der Zorn und die Verzweiflung der Liebe, die ihn seinem geliebten Freunde gegenüber durchglühte, und die doch von dem gesprochenen Schwur überwältigt ward.

„Wehre Dich," rief Odoardo, und seine mächtige Faust traf André's Schulter, daß er vor Schmerz zusammen zuckte, und nun zur Nothwehr auch seinen Arm erhob. Der Kampf begann, und je länger er dauerte, desto wilder ward Odoardo's zorniger Schmerz über die

Qualen, die er seinem Freunde bereiten mußte, und desto mächtiger, von Wuth entflammt, traf seine Faust André's Angesicht, seinen Kopf und seine Brust. Schon blutete er aus tiefen Wunden, während Odoardo noch unversehrt da stand.

„Zu Ende, es muß zu Ende gehn!" donnerte Odoardo in wahnsinniger Erregung, und seine beiden Fäuste trafen mit solcher Wucht André's Haupt, daß er laut ächzend zusammensank. Regungslos lag er da zu Odoardo's Füßen, der starr und bleich hernieder blickte auf den Blutenden, Zerschlagenen. Jetzt kniete er neben ihm nieder, und blickte lange und tief bewegt in das blasse Angesicht des Freundes, hob sorgsam das zerschlagene Haupt, um es auf seinen Knieen weicher zu betten, und mit einer Stimme, in der aller Schmerz seiner Seele zitterte, rief Odoardo: „André, mein Freund, erwache! Schlage Deine lieben Augen auf, und sieh mich an. André, ich liebe Dich so heiß, ich liebte Dich so sehr, als ich Dich doch schlagen mußte. O mein Freund, blicke auf! Sprich zu mir, sage mir wenigstens, daß Du mir verzeihen willst! —"

Alles blieb still, keine Antwort ertönte von den erkaltenden Lippen des Freundes. Odoardo rief laut mit verzweifeltem Ton: „Ich habe ihn getödtet, meinen Freund getödtet!" Und er neigte sich tiefer über das Angesicht des Freundes und weinte wie ein Kind. —

Sind es die heißen Thränen, die aus Odoardo's

Augen strömen, und André's Angesicht bethauen, sind es diese, die ihn wecken, oder hat er den Ruf des Freundes vernommen? André regt sich, Odoardo springt jauchzend empor. Jetzt wieder regt er sich. „Er lebt, er lebt! Jetzt kann ihm noch Hülfe werden! Schnell, schnell muß ich ihm Hülfe bringen.“ Mit aller Hast und Sorgfalt der Liebe ladet er den Freund auf seinen Rücken, vorsichtig und leise, damit er der theuren Last nicht schade, steigt er hinab in's Thal. Niemand ist auf der Wiese, die das Dorf Dò begrenzt. Odoardo kniet nieder und läßt den Freund sanft nieder auf den weichen Wiesengrund gleiten. André schlägt die Augen auf, nur mühsam hält Odoardo den lauten Freudenruf zurück, der aus seiner Brust dringen will. Er neigt sich über André und küßt seine Lippen mit einer Inbrunst, als seien es die purpurnen Lippen seiner Geliebten. Dann steht er auf und will wieder den Felsen hinauf bis zu jenem Abhang, von wo er das Dorf überblicken kann, und die Bewohner vernehmen, wenn er zu ihnen spricht.

„Eilt, eilt,“ ruft er hinab, „auf der Wiese liegt André blutend, sterbend, eilt ihm zu Hülfe, verbindet seine Wunden, die ich ihm schlug, getreu meinem Schwur! —“

Odoardo trat zurück von seinem freien Standpunkt, und während die bestürzten Thalbewohner dem armen André zu Hülfe eilten, sammelte Odoardo dessen Schafe und trieb sie hinab ins Thal bis zur Wiese.

Früher als sonst verließ Odoardo am Abend dieses Tages die Felsen. Die Unruhe trieb ihn hinunter nach Dò; ohne Lola noch zu begrüßen, lenkte er seine Schritte nach André's Wohnung und trat unvermuthet in seine Hütte. Die Freunde waren versammelt um das Lager, auf dem André ächzend und wimmernd hingestreckt lag, weinend kniete sein junges Weib neben dem Schmerzenslager ihres André, und tief erschütrert lehnte Odoardo einen Augenblick an der Eingangsthür. Dann ermannte er sich und schritt zu André hin, scheu und ehrfurchtsvoll traten die Uebrigen zurück, ihm Platz zu machen neben dem Krankenbett, und Odoardo nahm den Sessel und setzte sich an seines Freundes Seite, ihm liebevoll zusprechend. Als André jetzt laut wimmerte in Schmerzen, traten Thränen in Odoardo's Augen, und er sagte mit bebender Stimme: „O André, warum mußtest Du so grausam sein, mich zu dieser That zu zwingen, einer That, bei der mein Herz zu zerspringen drohte, während ich sie vollbrachte? Ach, hättest Du mich recht geliebt, Du hättest mir diesen furchtbaren Schmerz erspart, mir dies Leiden erspart, das mich verzehrt."

André reichte ihm die Hand dar, und flüsterte matt: „Verzeihe mir, mein Freund."

Nun warf sich Odoardo über des Freundes Lager, umschlang ihn fest, heiße Thränen entstürzten seinen Augen, und mischten sich mit denen seines leidenden Freun-

des. Stumm waren Alle, und Niemand von den Anwesenden wagte es, die heilige Stille und den Schmerz der Freunde zu unterbrechen. Niemand dachte daran, Odoardo, auf dessen Habhaftwerdung doch ein so hoher Preis gesetzt war, zu verrathen.

VI.

Es war ihnen gelungen, den lauernden Grenzjägern, der Preis von viertausend Francs war gewonnen, Odoardo gefangen! Wochen lang hatten sie von der Dämmerung an Odoardo's Hütte umschlichen, immer bereit ihn zu greifen, und doch ohne Muth ihn wirklich zu packen, wenn er so stolz und kühn mit seinem blanken Dolch und seinem gefürchteten Gewehr daher geschritten kam und in die Hütte zu seiner Lola ging. Sie fürchteten den wachenden Helden, aber den schlafenden konnten sie überwältigen; ist doch der Löwe selbst wehrlos, wenn er schläft. Nachts, während er in ruhigem Schlummer auf seinem Lager lag, hatten sie sich leise, leise in seine Hütte geschlichen, hatten leise die Schlinge über seine Arme gezogen, und über seine Füße. Als sie diese zusammenzogen, erwachte Odoardo, aber schon zu spät, schon gefesselt. Vergebens sein donnernder Zornesruf, vergebens der armen erwachenden Lola Weinen und Flehen! Es weckte wohl die Nachbarn, und scheu und furchtsam liefen sie zusammen, den Grund des Lärmens

zu erfahren, Niemand aber eilte Odoardo zu helfen. Sie hatten nicht gewagt, ihn zu verrathen, aber sie wagten nun auch nicht, ihn zu befreien, und Odoardo, der wehrlose, hülflose Odoardo ward fortgeschleppt, Lola aber, sein Weib, die nur um die Gnade bat, ihren Geliebten begleiten zu dürfen, stießen sie rauh zurück; als sie dennoch nicht weichen wollte, da war es Odoardo selbst, der ihr zu bleiben befahl, und sie bat, nicht zu weinen. Lola blieb, und weinte nicht mehr!

Odoardo war gefangen. Im finstern Kerker zu Bagnères saß er, hinter eisernen Thüren und Riegeln, das einzige kleine Fenster, das nur mühsam ein wenig Luft einließ, mit eisernem Gitter verwahrt. Tiefe Trauer war in ihm, und unendliches Weh! Er dachte an seine Berge und Felsen, an die Thiere des Waldes und das Rauschen der Bergströme, an die große, göttliche und freie Natur, und es war ihm, da er dies Alles missen mußte, als sei er schon gestorben, schon im Grabe. Zuweilen versenkte er seine ganze Seele in diese Gedanken. Dann blühten Wiesen um ihn her, Bäche rauschten zur Seite, Felsen stiegen kühn empor und der Himmel wölbte sich rein und klar über den Schneespitzen. Er hörte das Säuseln der Bäume, hörte Vogelgesang und Thiergeschrei, sah den Ysard daher springen, und das wilde Kaninchen durch die Gebüsche schlüpfen. Unwillkührlich faßte er dann nach seiner Seite, wo er sein treues Ge=

wehr zu finden gewohnt war, — die Stelle war leer, Odoardo erwachte aus seinen schönen Träumen mit einem schweren Seufzer, und erinnerte sich, daß er nur ein Gefangener sei. — Auch an Lola, seine Geliebte, an Pic, seinen Buben, dachte er, und mit welcher Sehnsucht, mit welchem Verlangen. Sie noch einmal zu sehen, schien ihm der größte Wunsch seines Lebens. Darum, als man ihm jetzt feierlich sein Todesurtheil ankündigte, als man ihm sagte, er solle in einigen Stunden schon durch den Strick für seine Verbrechen büßen, da war nur Freude in seiner Seele, denn er wußte, nun würden sie es ihm nicht mehr verweigern, seine Lola zu sehen, und seinen Buben. Dem unwiderruflich zum Tode Verurtheilten wird von der Zeit, wo ihm das Urtheil angekündigt ist, bis zur Vollziehung desselben, Alles was er wünscht, und was erreichbar ist, gewährt. Odoardo bat um die einzige Vergunst, sein Weib ohne Zeugen zu sprechen.

„Willst Du nicht Deinen Buben sehen?“ fragte einer der Richter.

Odoardo sagte: „Jetzt noch nicht, vielleicht später!“

Eine Stunde war vergangen, da nahten sich eilige Schritte Odoardo's Gefängniß. Sein Herz erbebte. Ach nur zu gut kannte er diesen leichten elastischen Schritt. Sein Weib war ihm nahe, das fühlte er. Die

Thür öffnet sich — mit einem Schrei fliegt sie an seinen Hals.

Wie sie sich herzen, küssen, in die Arme drücken, sich tausend und tausend zärtliche Namen geben, und für einen Moment ganz vergaßen, daß dies ihr letztes Wiedersehn ist! Ach Lola zuerst denkt daran! Mit lautem Kreischen sinkt sie zu Odoardo's Füßen nieder: „Ach mein Geliebter, sie wollen Dich tödten, Dich, Dich, meine Sonne, wollen sie ermorden!"

Einen Augenblick bebte Odoardo, und seine Mienen zuckten schmerzlich, dann wurden sie wieder ruhig, und er sagte fest: „So ist es, Lola! Den letzten freien Mann der Gebirge wollen sie tödten, und nur Sklaven werden bleiben."

Lola fragte athemlos: „Odoardo, ist keine Rettung möglich? Sieh, Nacht und Tag habe ich mit gerungenen Händen betend auf meinen Knieen gelegen, und zu Gott gefleht, er möge mir ein Mittel zeigen, Dich zu befreien, und sei's mit meinem Herzblut, mit meinem Leben, ja mit meiner Seligkeit! Aber mein Kopf, meine Sinne verwirrten sich nur, kein Weg der Erlösung wollte sich zeigen! Aber Du, Du, der Du Alles weißt, Du wirst, Du mußt einen Weg zur Rettung wissen! O sprich, sprich," rief sie laut schluchzend, „nicht wahr, Du wirst gerettet?"

Odoardo sagte ernst: „Es ist unmöglich! Ich habe

Alles überlegt, es ist unmöglich! Auch fürchte ich den Tod nicht, Lola," fuhr er fort, und zog die Geliebte zu sich empor, an sein Herz. „Nur Sünder zittern vor dem Sterben. Mich lehrte meine Freundin und Lehrerin, die Natur, daß es für die Guten nichts sei, als ein schöner und friedlicher Schlaf, in dem wir ausruhen vom Wandern und Schaffen des Lebens. Oft wenn ich an den Ufern des Sekuligo stand, wenn ich sah, wie seine schäumenden Wogen an das Ufer schlugen, und den Käfer, der auf einem Stein sich sonnte, hinein rissen in ihre brandenden Wogen, ihn zerwirbelten und zerstäubten, da habe ich ihn beneidet um solch einen schönen Tod, welcher nichts ist, als eine Auflösung in die Natur, in das Nichts des All, eine zwanglose körperlose Freiheit. So möchte ich sterben, aber nicht, wie der Fuchs, den man in einer Schlinge gefangen hat, und sie zuschnürt, bisihm die Zunge lang aus dem Halse hängt, und die Augen aus dem Kopf treten. Mich hat's stets angewidert, wenn ich das sah, und es ist eine Sünde, so einen Menschen zu tödten, denn es ist eine Entheiligung des Todes und der Natur."

Lola wimmerte: „Und so wollen sie Dich tödten! „Dich, meinen Helden, meinen Gott!"

Odoardo zog sie fester an sein Herz, und sagte leiser: „Lola, mein Weib, meine Geliebte, sie sollen es nicht!"

Sie schaute mit freudeblitzenden Augen zu ihm auf. „Du weißt also einen Rettungsweg,“ stammelte sie athemlos.

„Keinen für das Leben, aber wohl einen für den Tod!“ erwiederte er ernst. „Siehe, es ist ihnen gelungen, mich zu überwinden. Den Knechten ist es gelungen, den freien Mann zu bewältigen. Wir müssen uns drein ergeben, als in das Unabänderliche. Aber diesen Triumph, mich nach ihrem Willen zu tödten, mich zu würgen, wie man ein Lamm schlachtet und mordet, nein Lola, bei meinem Leben, den sollen sie nicht haben!“

„Es ist unmöglich, Du kannst nicht sterben, ich kann Dich nicht lassen,“ jammerte Lola. —

„Es muß, es muß sein, Lola! O gönne mir diese Freiheit! Ha, wenn ich todt bin, da bin ich wieder frei. Da fesselt mich nichts, keine Schlösser, keine Ketten. Da schweif' ich schrankenlos durch Berg und Thal, ein Gedanke bringt mich vom Felsen hinab in das Thal, und schwingt mich vom Thal hinauf in die Höhe, in die Wolken, und den Himmel hinein! Ach, das Sterben ist so schön! Das habe ich von der Raupe gelernt, die ohne Bewegung als Leichenpuppe da lag. Die war auch gestorben, aber ihre Seele flatterte von dannen als schöner, schöner Schmetterling. Ha, so wird auch mein Sterben s.in, Lola, Flügel werden mir wachsen, große mächtige Schwingen, die werd:n mich tragen, wohin ich

will, mich tragen in den Lüften von Felsen zu Felsen in himmlischer Freiheit. O Lola, gönne mir die Seligkeit zu fliegen, wohin ich will!"

Seine begeisterten Mienen, sein leuchtender Blick rissen auch Lola hin, daß sie ganz das Sterben vergaß und das Scheiden, und nur sehnsuchtsvoll sagte: „O laß mich mit Dir fliegen!"

„Du darfst nicht, Du Arme," sagte er, „Du mußt noch hier bleiben, an Deinen Körper gefesselt, mußt sorgen für unsern Buben, mußt ihn zu einem Mann erziehen."

„Der Dir gleicht!" rief Lola, wieder in Thränen ausbrechend.

„Erzähl' ihm oft von mir," sagte Odoardo weich. „Aber Lola, hast Du den Muth ihm zu sagen: die Unterdrücker der Freiheit, und der natürlichen Menschenwürde haben ihn getödtet? Sie haben ihn aufgehangen, wie einen tollen Hund? Lola, wird Dein Sohn nicht fragen, warum sein Vater das duldete, und wirst Du nicht vor mir erröthen müssen?" — Sein Weib hatte keine Kraft zur Antwort, und klammerte sich in Thränen zerfließend an sein Herz. Odoardo fuhr fort: „O Lola, wenn Du mich liebst, erspare mir diese Schmach! Laß mir die Freude, daß mein Andenken rein und ungetrübt in Deiner Seele lebt, daß Du mein Bild in natürlicher Klarheit, unentstellt von solchem schmachvollen Tode un-

sern Sohne erhältst. Lola, willst Du das? Willst Du mir dazu behülflich sein?"

„Wie kann ich das?" schluchzte sie.

„Höre mich an," sagte Odoardo. „Gehe jetzt hinaus, und sage, ich habe Dich gebeten, mir meinen Sohn zum letzten Gruß zu bringen. Dann trag ihn her, und auf dem Arm, wo Du ihn hältst, verbirgst Du meinen Dolch."

Lola fuhr zurück. „Odoardo, ich sollte Dir die Mordwaffe selber bringen, ich Dir die Mittel geben, Dich zu tödten?"

„Willst Du mich hängen sehn?" fragte er streng.

Lola ächzte laut, und Odoardo flüsterte in ihr Ohr: „Lola, bei der ersten Stunde unsrer Liebe, bei dem Andenken an jene Stunde, in der Du mir Deinen Sohn gebarst, und ich weinend vor Freude neben Dir kniete, Lola, bei diesem Allen beschwöre ich Dich, bringe mir die Waffe."

„Ich kann nicht, kann nicht!" schrie Lola.

„So warst Du meiner Liebe nicht werth," sagte er ernst und zürnend, „und meine Todesstunde trennt uns für immer."

Sie stürzte zu seinen Füßen nieder, und umklammerte seine Knie. „O Odoardo, zürne mir nicht! Habe Mitleid mit mir!"

„Und willst Du thun, wie ich Dich bat?"

Lola flog empor, und schaute ihn an, lange und fest. Es war, als wolle sie mit diesem Blick sein ganzes Wesen in ihre Seele graben, damit es für alle Ewigkeit darin ruhe. Ihre Züge wurden ernster und ruhiger, ihr Auge leuchtete, und begegnete mit klarem Anschauen dem seinen. Nun sahen sie sich lange an und schweigend verkündeten sie sich mit diesen Blicken große und ewige Dinge.

Dann nach einer langen Pause sagte Lola: „Sie sollen dies geheiligte schöne Antlitz nicht entstellen!"

„Du willst mir meinen Dolch geben?" fragte Odoardo.

„Ich will!" erwiederte sie ernst, und verließ das Gefängniß.

Als sie hinaus war, und Odoardo allein, lehnte er einen Augenblick, wie betäubt, den Kopf an die Mauer, und leises Stöhnen drang aus seiner Brust hervor. Dann richtete er sich empor, und sagte freudig: „Ich werde frei!"

Lola kehrte zurück, den Knaben auf ihrem Arm. Als der Gefangenwärter sie wieder verlassen, reichte sie dem Geliebten mit einem unaussprechlichen Blick den Dolch, den sie in dem Röckchen des Knaben verborgen. Odoardo nahm ihn mit einem Freudenruf, und steckte ihn rasch in seine Brusttasche. — Nun besprach er mit seinem Weibe die Angelegenheiten des Hauses, gab ihr Anweisungen zur zweckmäßigsten Bestellung ihres Feldes, ihrer

Wiesen, und Alles dies mit einer Ruhe, als gelte es nur die Abwesenheit einer Reise und nicht die ewige Trennung.

Die Hoheit und Ruhe ihres Geliebten durchglühte auch sein Weib und mit thränenlosen Augen, standhaft wie eine Heldin, gelobte sie in seiner Abwesenheit, — sie vermied es das Wort: Tod zu sagen — nach seinem Willen zu handeln, gelobte in Odoardo's Hand ihren Sohn zu einem freien Manne zu erziehen.

Da klopft es von außen. — Lola erbebt, ihr Gesicht erbleicht und um ihre Standhaftigkeit ist es gethan. „Odoardo, sie kommen Dich zu holen!" schreit sie weinend, und klammert sich an ihn.

„Sie kommen, um mich hinaus zu führen aus diesem Düster," sagt er heiter, „um mich die Sonne wieder sehen zu lassen, und meine geliebten Berge! Ach, wie mein Herz schlägt vor Freude und Sehnsucht nach Sonnenschein und Luft."

Die Pforten öffnen sich, in schwarzem Gewande tritt der Nachrichter ein, Soldaten folgen ihm. Lola schreit in wahnsinnigem Schmerz. Odoardo neigt sich an ihr Ohr und flüstert: „Zeige mir, daß Du mich liebst, und entweihe diese schöne Stunde nicht durch Klagen!" — Und Lola schweigt.

Stolz, als ginge es zu einem Triumphzug, schritt Odoardo inmitten der Soldaten dahin, und ohne Thräne ihm zur Seite wandelte, den Buben auf dem Arm, sein

Weib. Nie war Odoardo so wohl und frei gewesen, als heute in der freien schönen Luft. Die ganze Natur schien ihm einen Festtagsschmuck angelegt zu haben, und er sagte hochaufathmend freudig: „Bald, bald werden mir die Flügel wachsen!"

Sie kamen auf die Stätte, wo der Galgen errichtet war. Nur mit einem einzigen Blick schaute Odoardo ihn an, und tiefe Verachtung war in seinen Mienen. Dann blickte er mit unendlich heiterm Ausdruck zu den Bergen und Felsen empor, und seine Miene schien zu sagen: „Bald bin ich bei Euch!"

Ein Priester war gekommen, Odoardo's letzte Beichte zu hören, und forderte ihn jetzt dazu auf. Odoardo erwachte bei seiner Anrede, wie aus einem tiefen Sinnen, und blickte den Priester fragend an. Als dieser sein Anerbieten wiederholte, sagte Odoardo lächelnd, indem er auf die Berge deutete: „Ich habe denen da so eben meine Beichte gesagt, und sie haben mir Absolution ertheilt, denn ich handelte nach ihrer Lehre. Soll ich aber beichten vor menschlichem Ohr," fuhr er fort, und wandte sich zu der versammelten Menschenmenge, die aus allen Thälern herbeigeströmt war, des gefürchteten Odoardo Sterbestunde mit anzusehn, „soll ich beichten, so sei es zu Euch, meinen Brüdern, meinen Freunden. Ja, Euch sollen meine letzten Gedanken gelten, meine letzten Wünsche. Ach, könnte ich in Eure Seelen nur diesen Einen Ge-

danken meines Geistes ergießen, diese Eine Sehnsucht, die mich durchglüht, dieses Denken und dieses Sehnen nach Freiheit, wahrlich dann wollte ich freudig in den Tod gehen, und Eure Freiheitsgedanken wären ein kostbarer Grabstein für mich! O meine Brüder, geht in den Wald, auf die Berge, geht in die ganze schöne Natur, und lernt von ihr, wie man Euch entehrt und erniedrigt hat. Fraget dort draußen auf Euren Knieen den Geist, der dies Alles geschaffen, ob er auch die Gesetze geschaffen, mit denen man uns plagt, ob er geboten, daß Einer herrschen und die Andern dienen, daß Einer reich und der Andre arm sein soll, ob der Eine Alles besitzen, der Andre Alles entbehren soll, ob er die Grenze gezogen zwischen Frankreich und Spanien und geboten, daß Ihr sie nicht überschreiten, und in das eine Land die Produkte des andern tragen sollt. Und wenn dann eine Stimme zu Euch spricht und Euch sagt, daß es also ist, daß diese Gesetze von Gott gegeben, diese Obrigkeiten wirklich von Gott eingesetzt sind, dann kommt zu meinem Grabe und nennt mich einen Verräther! Wenn es aber nicht so ist, ha, dann laßt Euch begeistern durch die Kraft der Natur, lernt von ihr Freiheit und Muth, lernt von ihr die Gesetze der Gleichheit und Allgemeinheit, lernt von dem freien Thier, ein freier Mensch zu sein!“

„Die Zeit ist um," ruft der Nachrichter, „Odoardo mache Dich bereit!"

Lola umklammert weinend ihres Geliebten Knie, und hält den Sohn zu ihm empor. „Odoardo, segne Dein Kind!"

Odoardo legte seine Hände einen Moment auf des Knaben Scheitel, dann breitet er die Arme aus nach den Felsen empor, und ruft mit einer Stimme, die das Echo in den Felsen wach ruft: „Euch, Ihr Berge, Ihr meine geliebten Felsen, Euch und der ganzen Natur übergebe ich mein Kind. Erzieht es zu einem Manne! Euch übergeb' ich mich selber! Nimm mich auf, Natur!"

Der Dolch blitzt in seiner Hand, und ehe noch Einer es zu hindern vermag, hat er ihn tief in sein eignes Herz gesenkt. Einer gefällten, königlichen Eiche gleich, so sinkt er zur Erde, seine verklärten Züge überfliegt ein Lächeln, seine Lippe murmelt: „Flügel, Flügel! Freiheit!" — Dann noch ein Seufzer, — „und auch in den Bergen ist kein freier Mann mehr!" —

IV.

Scheidung, Rettung.

Eine Novelle.

I.

Ein Hochzeitsmorgen.

Lucilie.

Ein Hochzeitsmorgen! Wie viel schmerzlich süße Beklommenheit, angstvolles Zagen und zukunftreiches Zittern für die Braut, auch die glücklichste, wie viel ernstes Nachsinnen und Einkehren in sich selber, wie viel Zukunftsungewißheit und Besorgniß für den Bräutigam, auch den liebendsten! Ein Hochzeitsmorgen ist die große Beichtstunde aller verflossenen Lebensjahre, das jüngste Gericht, in dem alle Geister der Vergangenheit auferstehen und sich noch einmal bekleiden mit ihren zerfallenen Gestalten, um vor Dir zu erscheinen in der heiligen Würde ihrer Erinnerungen und Schmerzen. Und all' diese Geister zu bannen, sie hinabzustürzen in die finstern Abgründe der Vergessenheit, das ist die Aufgabe des Hochzeitsmorgens, an dem die Zukunft zu Gerichte sitzt über die Vergangenheit. Selig der, welcher vor diesem strengen Richter die Gestalten und Thaten seiner Vergangenheit als Gerechte bestehen sieht, und statt sie zum Tode verurtheilen

zu müssen, sie hinübernehmen darf in das neue Leben, dessen Morgenroth ihm schon zu dämmern beginnt. Aber gemeinhin ist ein Hochzeitsmorgen eine große Sterbestunde, eine Sterbestunde der Freiheit für den Mann, der Unschuld für das Weib, und auf diese zwei Gräber der Vergangenheit legt Ihr mit lächelndem Muthe den grünen Myrtenkranz und den wallenden Schleier, wandelt in vertrauender Kraft das schwarze Kreuz des Grabes in den hellen Anker des Lebens und der Zukunft. Es ist eine große Stunde, diese Scheidestunde Eures vergangenen Lebens, eine heilige Todtenfeier der entschwundenen Tage, und nur mit gefalteten Händen, auf den Knieen liegend vor Euch selber, solltet Ihr sie begrüßen! Es ist ein Abschied auf Leben und Sterben. Auf welcher Seite ist das Leben, auf welcher das Sterben? Die Zukunft wird entscheiden!

Zwei Paare durchlebten heute vereint diese große heilige Stunde des Hochzeitsmorgens, zwei Schwestern, Kinder Einer Mutter, Eines Vaters, und doch so verschieden in ihrer Seele, ihrem Wesen, ihrer ganzen Erscheinung, so verschieden, daß ihre längst dahin gegangenen Eltern selber sich nicht hätten wieder erkennen können in ihnen. Die ältere Schwester, Leokadie, eine große, stolze Erscheinung, ernst und würdevoll, trotz ihrer zwanzig Jahre, fast Ehrfurcht gebietend in ihrer schroffen jungfräulichen Verschlossenheit, edlen, nicht schönen Angesichts, um den

schmerzvoll geschlossenen Mund ein eigener halb spöttischer, halb wehmüthiger Zug, aber in den Augen, diesen großen dunkeln Augen ein eigenthümliches, unaussprechliches Leben. Oft so müde, so todesmüde, daß die Lider zu matt schienen, sich über diesen erlöschenden Sternen zu heben, dann wieder so flammend und hell, so strahlend in Begeisterung und Hoffnung, als schaukele die Seele in diesen Augen sich jauchzend in köstlichem Glück. Und neben dieser hohen, ernsten, schroffen Leokadie ihre Schwester Lucilie, eine zarte, durchsichtige Libelle, mit lächelndem Munde flatternd von Blüthe zu Blüthe, schön, wie eine junge, eben entfaltete Rose, an der noch der Thau des Himmels nicht verwischt ist, anmuthig in jeder Bewegung, gewinnend mit jedem Wort, jedem Blick, durch diese unendliche Lieblichkeit und Grazie ihrer Erscheinung. Ihre Augen, diese Gazellenaugen, so licht und hell, so strahlend und kindlich, daß man wohl erkennen mochte, sie hatten noch keine Thränen des Schmerzes vergossen, sie hatten noch nichts erschaut, als den goldigen, köstlichen Traum eines glücklichen sechzehnjährigen Daseins. Und diese beiden Schwestern feiern heute ihren Hochzeitsmorgen, dessen heilige Bedeutung von der einen vielleicht zu tief, von der andern zu wenig verstanden ward. Ach Lucilie war so glücklich und so jung! Sie hatte noch nichts abzurechnen mit ihrer Vergangenheit, noch keinen Gedanken derselben zu ertödten! Ihre sechzehn Jahre hatten

sie nur wachsen lassen in Hoffnung, nur vorbereitet zum Glück der Zukunft, das sie jetzt selig lächelnd entgegen nehmen wollte aus den Händen dessen, der ihre erste Liebe, das erste Erwachen ihres Herzens war. Die erste Liebe! Sie ist wie ein junges Vöglein, das ungewiß zitternd zum ersten Male das traute, heimathliche Nest verläßt, und sich hinaus wagt in die Welt mit kaum entfalteten Flügeln, um auf der Leimruthe das ersten besten Vogelstellers müde und geängstigt als Gefangene und Gefesselte niederzusinken. Es kommt nur darauf an, ihr eine Leimruthe entgegen zu halten, und sie ist gefangen! Und Graf Theobald, Luciliens Verlobter, war ein geschickter Vogelsteller, er kannte alle Gefahren und Kunstgriffe dieser stolzen gefährlichen Jagd auf Mädchenherzen, er wußte aus jedem Schlupfwinkel sie aufzuscheuchen, aus jeder süßen Verschämtheit sie hervorzulocken, und dann ihr Herz, ihre Seele tödtlich zu treffen. Und jetzt wollte er sich vermählen, weil er müde war dieser Jagd, dieses Spiels, müde des Lebens, erschöpft von der Lust, weil er ausruhen, weil er sich einen Herd, ein Haus schaffen wollte! Arme Lucilie, mit Deinem heißen, jungen Herzen! Es war sein Hochzeitsmorgen, und Graf Theobald schrieb darüber an seinen Freund:

„Ich weiß, Leander, daß Du meiner spotten, daß Du mich verlachen wirst! O wie oft haben wir sie nicht verwünscht, verlacht, verspottet, diese Institution der Ehe,

wie oft haben wir uns nicht geschworen, nie unsern Nacken zu beugen unter das Joch, nie freiwillig ein Sclave zu werden! Aber was willst Du! Es kommt ein Tag, wo die Freiheit sogar eine Last erscheint, wo man sich nach Fesseln, als nach einer Rettung umsieht, wo das Knüpfen des Ehebandes das plötzliche Zerreißen aller dieser kleinen seidenen Fädchen ist, mit denen Du herüber und hinüber gezogen wirst, und die zu jeder Stunde beunruhigend an Dir zerren! Ach, es ist nichts mit dieser Freiheit, die Dich täglich in neue Bande stürzt, die Du nur zerreißest, um andere zu knüpfen. Der Mensch ist nicht dazu gemacht, um in fesselloser Ungebundenheit abgelöst und einsam auf dem Isolirstuhl seiner Freiheit zu schweben, und was man so im Leben „seiner Freiheit genießen" nennt, ist nichts weiter als ein stetes, freiwilliges Wechseln der Sclaverei. Das habe ich erkannt, denn ich habe es erprobt an mir selber! Aber dieses ewige Suchen und Verlieren, dies stets sich erneuernde Seufzen und Flehen, Erhörtwerden und Verlassen, dies Genießen bis zum Ueberdruß, dies kurze Glück, das stets diese lange Last der Vorwürfe, und Liebesklagen, der Erbitterung und des Aufgebens nach sich schleppt, es ermüdet, degoutirt zuletzt, und überdrüssig dieser ewigen Aufregungen, sehnt man sich nach Ruhe, nach Frieden! Dann, mein Freund, erscheint die Ehe als ein Hafen, ein sicherer Port nach so vielfachen Stür-

men, und diesen Hafen dann zu erreichen, muß man eilen! Um so mehr, wenn da draußen auf hoher See der Freiheit ein schönes Kaperschiff auf Dich Jagd macht! Im Ernst meine schöne Gräfin Adelaide war ganz so ein gefährliches Kaperschiff. Du kennst sie mit ihrer wilden, leidenschaftlichen Gluth, ihrer Reizbarkeit und Eifersucht! Ach, wie viele bittere Stunden schlummerten unter den Dornen dieser üppigen Rosen, wie viele kleine, stechende Nattern unter dem Schatten dieser köstlichen Frucht! Gebunden, wie Du weißt, an einen ihr verhaßten Gemahl, von dem geschieden zu werden, ihre Religion ihr verbietet, seit Jahren getrennt von ihm lebend, genießt sie aller Vortheile einer jungen Wittwe, die gesucht, gefeiert wird, und einer verheiratheten Frau, die nicht gezwungen werden kann unter ihren Wählern zu wählen, eben weil sie nicht wählen darf. Aber die Frauen verstehen es selten, solche Vortheile auszubeuten, und wo Adelaide hätte ihrem Geschicke danken sollen, zürnte sie demselben. Es giebt Frauen, bei denen das Erkalten unsrerseits nur eine heißere Gluth ihrerseits nach sich zieht, Adelaide gehörte zu diesen. Mein Herz war kaum erschlafft von den Wonnen dieser Liebe, als das ihre in himmelstürmender Gluth auf's Neue zu schwellen begann, und sie sogar daran dachte, den heiligen Vater zum Vermittler ihrer Liebe zu machen, damit er, ihre Ehe trennend, segnend die Hand Adelaidens in meine

unwürdige Rechte legen möge! Ich gestehe Dir, ich erbebte vor diesem Uebermaß der Liebe, und fühlte mich unwerth dieses Opfer anzunehmen. Ich wollte großmüthig es ausschlagen, umsonst, Adelaide war so opferdurstig! Ich mußte also das Opfer ihr unnöthig machen, und ich that es, indem ich mich unter den Schutz zweier Augen flüchtete, die mir liebend erglänzten, eines Herzens, das in unbewußtem Sehnen mir entgegen schlug, indem ich Adelaiden meine Verlobung mit einer Andern, als hemmenden Damm ihrer stürmenden Gefühlswogen, entgegenstellte. Aber Du sollst nicht denken, daß mein Ergreifen der Ehe nichts weiter sei als eine Flucht vor der Liebe! Ach, meine Lucilie ist jung und schön, feurig und gluthvoll, sie liebt mich mit all' der Gewalt eines jungen schwärmerischen Herzens! Ach, es ist ein köstlicher Genuß, angebetet zu werden, diesen Cultus eines ersten Gefühls entgegen zu nehmen, und all' den süßen Offenbarungen eines vollen liebeseligen Herzens zu lauschen. Und Lucilie ist schön genug, um selbst mein ermattetes Herz zu neuem Schlag zu befeuern, um unter der Asche meiner Seele neue Funken der Begeisterung, des Entzückens wach zu rufen. Daß diese Funken nicht nöthig haben zu Flammen empor zu lodern, dafür sorgt die fühlende Ehe, die es Lucilien nie verrathen wird, daß mein Herz der flammenden Gluth nicht mehr fähig! — Wer Lucilie ist? höre ich Dich fragen? Die Tochter des

Präsidenten von Hatzfeld, der vor einem Jahr seiner früher schon verstorbenen Gattin nachfolgte. Lucilie ist Waise und lebt im Hause ihres Vormunds. Und auch dies nenne ich ein Glück, daß sie mir keine neue Verwandten entgegen führt, außer einer Schwester. O es giebt keine größere Tyrannei als dieser Kometenschweif von Vettern und Basen, der hinter der Braut nachfolgt, und sich nach der Hochzeit auflöst zu Kobolden und neckenden Teufeln, vor denen Du keine Stunde sicher bist! Ich meinestheils würde nie ein Mädchen mit zahlreicher Verwandtschaft gewählt haben. Mein Gott, man begiebt sich in den Ehestand, um Ruhe zu haben und Frieden, um auszuruhen von den Leidenschaften, nicht aber um die zärtlichen Aufdringlichkeiten einer Base, die lästigen Forderungen eines verschuldeten Vetters mit süßsaurer Miene zu erwiedern. Aber da höre ich im Nebenzimmer die helle fröhliche Stimme meiner Braut, ich eile zu ihr! —"

Graf Theobald verschloß den Brief mit aller Ruhe und Sorgfalt eines leidenschaftlosen, unbewegten Gemüthes, und öffnete dann die Thür des Nebenzimmers. Lucilie flog ihm entgegen, und den Grafen heftig umschlingend, rief sie laut mit einem glückseligen Lachen: „Ach bist Du endlich da, Theobald! O mein Gott, diese ewig lange Stunde, in der ich Dich nicht sah! Weißt Du, ich werde sterben, wenn Du mich oft so allein lässest,

Du Böser, Grausamer, und das mußt Du mir heute vor dem Altare noch besonders versprechen, daß Du zu jeder Stunde des Tages an meiner Seite bist! Willst Du?"

Graf Theobald lächelte nur, Lucilie nahm es für schweigende Gewährung, weil sie fühlte, daß sie jedem seiner Wünsche und Bitten die freudigste Erfüllung entgegen bringen würde. „Und jetzt, mein Geliebter, schau mich an," fuhr sie fort mit kindlichem Stolze sich gerade vor ihn hinstellend. „Schau mich an, und sage mir, ob ich Dir gefalle?"

Graf Theobald blickte auf die zarte, schlanke Gestalt seiner Braut, die in dem glänzenden weißen Atlasgewand mit dem grünen Myrtenkranz und dem wallenden Schleier ätherisch und zart wie eine Sylphe vor ihm stand. Aber es war in seinen Blicken nichts von jener anbetenden, heiligen Begeisterung, von jenem Entzücken und scheuem Beben der Liebe zu lesen; er betrachtete seine Braut mit dem ruhigen Blick eines Prüfenden, und dann, als ob er ihrer Schönheit volles Bewußtsein erlangt, blitzten seine Augen in stolzer Freude und sinnlichem Verlangen. Lucilie erbebte und erröthete jetzt unter seinen flammenden, verzehrenden Blicken, und fragte leise, beklommen: „Nun?"

„Du bist wunderbar schön!", rief der Graf, sie an seine Brust drückend. „Aber schön, und zart, wie eine Libelle. Ach, werden meine irdischen, rauhen Hände

Deine durchsichtigen hellen Flügel nicht knicken, mein holder Schmetterling? Werde ich Blumen finden, zart genug, diesen leichten kleinen Fuß darüber hinschweben zu lassen, ohne ihn zu verwunden? Ein Lager, weich und schwellend genug, diese schlanken ätherischen Glieder zu tragen?"

Lucilie war zu glücklich, um die gezwungene Exaltation ihres Geliebten gewahren zu können, und ganz durchschauert von innerer Wonne sagte sie: „O mein Gott, welch ein überirdisch Glück ist doch das meine! Du liebst mich, Du, der schöne, der gefeierte Graf Theobald, liebst mich, das arme, nichts wissende, nichts verstehende Mädchen, mich, die ich nichts Dir darbringe als Liebe, unendliche, tiefe Liebe! O mein Gott, wird man mich nicht stolz und übermüthig nennen, daß ich es annehme dies Geschenk Deiner Hand, werden die schönen und stolzen Damen Deiner Residenz es mir jemals verzeihen, ihnen ihren Liebling entrissen zu haben? Aber laß Dir sagen, Theobald, es liebt Dich keine so wie ich! Sie mögen Dich lieben, ich bete Dich an! sie mögen Dich den herrlichsten und schönsten der Menschen nennen, ich kniee vor Dir, vor meinem Gott, und jedes Zittern Deiner Augenwimpern ist mir Befehl! Sie mögen jauchzen unter Deinen Küssen, ich kann dabei nur beten und stumm sein, denn die höchste Liebe und Anbetung ist stumm,

sie spricht nur in Seufzern, nur in den thränenfeuchten trunkenen Blicken!"

Graf Theobald wußte diesen Dithyramben Luciliens nichts zu erwiedern, darum drückte er sie an sein Herz und bedeckte ihre schönen, schwellenden Lippen mit heißen Küssen. Lucilie stammelte, zitternd und erröthend: „Könnte ich doch sterben in dieser Stunde!"

„Und warum sterben? Sterben?" rief Theobald mit wildem, lallenden Ton der Leidenschaft, durchzittert von der Gluth des Begehrens. „Ach, Lucilie ist zu schön zum Sterben, zu schön für die kalten Umarmungen des Todes! O Du unwissendes, junges Kind! Sterben willst Du, noch ehe Du gelebt hast? Noch ehe Du es empfunden, dies berauschende Entzücken der Lust, noch ehe der Erde Seligkeit Dein eigen gewesen?"

„Und was kann mir das Leben noch bieten nach dieser Stunde? Welch eine Seligkeit giebt es, die ich nicht kenne?" fragte sie ganz unschuldig und fast befremdet.

Graf Theobald lachte laut, und der rauhe Ton dieses Lachens verletzte sie fast. „Geh," sagte er, „Du bist ein Kind, Du, mit Deinen unschuldigen Blicken, die mich wahnsinnig machen vor Lust und Leidenschaft!" — Und dann flüsterte er in ihr Ohr wilde, heiße Liebesworte, die sie nicht begriff, und vor denen sie dennoch erröthete und erbleichte.

„Ich verstehe Dich nicht!“ flüsterte sie leise.

„O,“ sagte er rauh, „Du sollst mich verstehen lernen, bald, bald! Ist nicht heute unser Hochzeitstag, wirst Du nicht heute noch mein Weib?“

„Ja, Dein Weib!“ rief sie mit dem vollen Ausdrucke reinen Glückes, seliger Befriedigung. „Ja, Dein Weib, und von heute an darf Niemand es mir wehren zu Deinen Füßen zu sitzen, und ganz in Schauen, in Anbetung verloren, in dies schöne Angesicht zu blicken, das hinfort meines Lebens einzige Sonne ist!“

Leokadie.

Auch Leokadiens Haupt war schon geschmückt mit dem bräutlichen Kranz, auch ihre Gestalt umwallt von dem Atlasgewand und dem langen kostbaren Schleier, aber auf ihren Lippen spielte kein glückliches Lächeln, auf ihrer hohen bleichen Stirn standen melancholische Gedanken und trauernde Seufzer. Sie war allein, — vielleicht bedrückte sie dies Alleinsein, vielleicht empfand sie schmerzlich diese lautlose Stille um sie her. Schritte näherten sich jetzt ihrer Thür, und bei dem Schall derselben erzitterte Leokadie, eine schöne, jungfräuliche Gluth färbte ihre Wangen, und ihre Augen strahlten wie in begeisterter Liebeslust. In diesem Moment war sie schön, schöner vielleicht als ihre Schwester Lucilie, denn ihre schlanke stolze Gestalt, ihr edles Gesicht hatte etwas Stolzes, Imponirendes. Aber Leokadie, als sie die

Schritte ganz nahe vor ihrer Thür hörte, legte schnell die Lider ihrer Augen über ihre strahlenden Blicke, daß diese wie von einem Schleier beschattet waren, und als die Thür sich öffnete und Baron Leonce, ihr Verlobter, eintrat, war jede Röthe und jedes Lächeln aus ihrem ruhigen, bleichen Antlitz gewichen; sie schritt ihm entgegen mit stiller Freundlichkeit, und reichte ihm stumm die Hand dar.

Baron Leonce nahm diese Hand und drückte sie an seine Lippen mit einem Ausdruck kalter, fremder Ehrfurcht und Achtung, ohne Liebe, ohne Freude.

„Kommen Sie schon, mich zum Altar zu führen?“ fragte Leokadie beklommen.

„Nein, die Stunde ist noch nicht gekommen,“ erwiederte ihr Verlobter ernst „aber ich bitte Sie, mir zu vergönnen an Ihrer Seite zu bleiben. Diese der Trauung vorhergehende Stunde ist ernster und heiliger Art, und nur in aufrichtigem, gegenseitigen Vertrauen sollte sie durchlebt werden!“

Leokadie neigte still bejahend ihr Haupt. Der Baron nahm ihre Hand, und geleitete sie zum Divan, sich selber auf das Tabouret neben demselben setzend. Leokadie sah ihn an, wie er ernst und sinnend, den Blick zur Erde gesenkt, da saß, und ein Ausdruck unendlicher Liebe und unendlicher Wehmuth durchflog einen Moment ihre Züge, sie schien ihn aber mit Gewalt zurück zu drängen,

und als der Baron jetzt zu ihr aufschaute, war ihr Antlitz schon wieder so still und unbewegt, wie er gewohnt war es zu sehen.

„Leokadie," sagte er ernst, „ich beklage Sie! Treu Ihrem Worte wollen Sie mir Ihre Hand reichen, ohne daß die Liebe Sie dazu bestimmt. Dies ist für Ihr edles, schönes Herz eine große Stunde der Entsagung, und fast möchte ich zagen, ein solches Opfer von Ihnen anzunehmen!"

„Und sind Sie nicht in demselben Fall, Leonce," fragte sie leise. „Wollen auch Sie nicht, treu dem unsern Eltern geleisteten Schwur, mir Ihre Hand geben, ohne Liebe, ohne Zukunftshoffnung?"

„O, ich!" rief er fast unwillig. „Ich habe keine Anforderungen mehr an die Zukunft, ich will von ihr keine Liebe, kein Glück, nur Ruhe und Friede, und Beides werde ich an Ihrer Seite finden! Aber Sie, Leokadie, Sie haben noch Hoffnungen, noch Ansprüche an die Zukunft, denn Sie haben noch zu hoffen auf Liebe. Armes, edles Kind, und diese schönen Hoffnungen sollen verdorren, verwelken an meiner Seite! Aber erinnern Sie sich, Theure, daß es Ihr freier Wille war, mir Ihre Hand zu reichen. Erinnern Sie sich, daß, als wir vor einem Jahr an dem Sterbebette meines Vaters standen, und dieser mit schon stammelnder Zunge von uns die Verwirklichung seines letzten Lebenswunsches hoffte,

als er zu Ihnen und zu mir flehte, durch dies feierliche Verlöbniß seiner Sterbestunde den letzten Trost zu geben, erinnern Sie sich, daß selbst da, selbst dem Flehen eines heiß geliebten, sterbenden Vaters gegenüber, ich Anstand nahm, von Ihnen dies Opfer Ihrer Großmuth anzunehmen!"

„Ich weiß," sagte Leokadie, „o, ich werde jene Stunde nie vergessen! Sie sagten mir, daß Sie mich nicht liebten, daß aber die Freundschaft, die unsre Eltern schon verbunden, auch uns ein dauerndes, unzerreißbares Band sein solle. Sie waren großmüthig genug, zwischen unser Verlöbniß und unsre Vermählung den Zeitraum eines Jahres festzustellen, und erklärten sich bereit zu jeder Stunde zurück zu treten, sobald mein Herz sich einem Andern in Liebe ergeben würde."

„Dies Jahr ist jetzt verflossen, Leokadie," sagte Baron Leonce feierlich, „und jetzt wiederhole ich meine Frage: ist Ihr Herz noch frei? Hat es gewählt? Vertrauen Sie dem Freund, dem Bruder! Glauben Sie sich nicht gebunden durch ein Gelübde, das wir Beide, frei von Liebe, einem Sterbenden geleistet, als seines vergehenden Lebens letzter Sonnenblick. Sie wissen, Ihre Mutter war meines Vaters einzige, heilige Liebe, und weil er die schon Vermählte nicht besitzen durfte, wollte er mindestens seiner Geliebten Tochter als seines Sohnes Braut noch segnen können. O, Leokadie, dieses Segens Lächeln lag

noch auf seinen Zügen, als er schon gestorben. Möge dies Bewußtsein Ihnen genügen. Aber nicht sollen Sie gehalten sein, jenen Schwur zu erfüllen, wenn Ihr Herz andere, heilige Wünsche nährt. Dem Todten haben Sie keine Opfer mehr zu bringen, und der Lebende hat keins zu fordern. Deshalb, Leokadie, sprechen Sie, ist Ihr Herz noch frei?"

Sie war bleich geworden, wie Marmor, und ihre Gestalt zitterte leise, wie im furchtbaren, innern Kampfe. „Es ist frei," sagte sie leise, „kein Bild wohnt darin, das mich an einen Andern erinnerte!"

„Aber wird es so bleiben, Leokadie?" Wird nicht dennoch einst vielleicht die Stunde schlagen, wo Ihr Herz in Liebe glüht, wo Sie die Bande verwünschen werden, die Sie jetzt knüpfen?"

Leokadie lächelte fast mitleidig, und sagte ernst: „Nein, niemals! Meines Herzens bin ich gewiß! Aber Sie, Leonce, sind Sie es des Ihrigen?"

Sie sah ihn mit festen, prüfenden Blicken an, und als er vor diesen Blicken die Augen niederschlug, schimmerte Etwas in ihren Augen, einer Thräne gleich. — Leonce schwieg eine Zeitlang, dann sagte er entschlossen: „Sie lieben mich nicht, und deshalb wird mein Geständniß Sie nicht schmerzen! Aber auf mein unbedingtes, grenzenloses Vertrauen haben Sie ein Recht, und darum

sollen Sie es erfahren: ja, ich liebe! liebe grenzenlos, bis zum Wahnsinn!"

Er legte sein Antlitz in seine beiden Hände, und ächzte laut.

„Ich dachte es!" sagte Leokadie still, und nur ihre Lippen zitterten. — Eine lange, schmerzvolle Pause trat ein, Leokadie saß unbeweglich, steif und marmorbleich da, Leonce ächzte laut. Dann mit einer raschen Bewegung nahm Leokadie den Myrtenkranz von ihrem Haupt, und den weißen Spitzenschleier, und legte Beides stumm vor sich auf den Tisch. Und jetzt, dieses bräutlichen Schmuckes freiwillig sich entkleidend, leuchteten ihre Augen auf in jenem ihnen zuweilen eigenen, unaussprechlichen Feuer der Begeisterung, der Befriedigung, strahlte ihr todtenbleiches Antlitz wie in überirdischem Glanze. Und mit diesem Blicke unendlicher Wonne schaute sie auf das Bild ihrer Mutter, das ihr gegenüber an der Wand hing. Sie nickte ihm zu, wie zu heimlichem Geistergruß, ihre Lippen bewegten sich, aber nur in ihrem Herzen fragte sie: „Bist du zufrieden, meine Mutter?"

Leonce ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten, und sein Blick fiel auf den Myrtenkranz und den Schleier. Er sah befremdet auf seine Braut, und fragte: „Was bedeutet dies, Leokadie?"

Sie nahm seine beiden Hände in die ihren, und sah ihn still und freundlich an. „Sie sind frei, Leonce,

mein Freund, Sie sind frei," sagte sie dann fast lächelnd. „Sie lieben! Da liegt der Myrtenkranz, bringen Sie ihn Ihrer Braut, und sagen Sie ihr, daß Ihre Freundin, Ihre Schwester ihr diese Krone der Liebe sendet!"

Ein dumpfer Schrei der Pein, der Qual drang von seinen Lippen, und wieder bedeckte er mit seinen Händen sein Angesicht, um zu weinen, laut, krampfhaft zu weinen, daß die Thränen zwischen seinen Fingern hervorquollen und leise niederfielen auf die Enden des Schleiers. Leokadie nahm den Schleier fort, als wolle sie ihn schützen gegen den verderblichen Einfluß der Thränen; wie sie sich aber wandte, drückte sie leise den Schleier an ihre Lippen, und trank von demselben den Thau der Thränen fort, dann sagte sie leise: „Warum weinen Sie denn, Leonce? Warum sind Sie nicht glücklich, da ich Sie doch gern und freiwillig Ihres Wortes entbinde? Da Sie frei sind und ungebunden, um Ihrer Geliebten sich zu eigen zu geben?"

Leonce trocknete seine Thränen, und jetzt war sein Antlitz so bleich, wie das Leokadiens. „Sehen Sie mich an, Leokadie," sagte er matt, „ist das eines Glücklichen Angesicht? Sehen Sie die Zerstörung, die Ein Jahr in diesen Zügen angerichtet? Zieht das Glück, zieht die Liebe solche Furchen durch das Antlitz, bleicht es so das Haar vor der Zeit, und giebt der Jugend die grämlichen Züge des Alters? O, sehen Sie mich nur recht an, Leokadie,

und lesen Sie in meinen Zügen die geheime, entzückensvolle Qual eines Jahres voll unaussprechlicher Liebe und unaussprechlichen Jammers."

„Sie ist also Ihrer Liebe nicht werth?" fragte Leokadie, und fast schien es, als erglänze ein Strahl freudiger Hoffnung in ihren Mienen.

„Sie ist ein Engel," rief Leonce leidenschaftlich. „O, würde ich denn leiden und in Sehnsuchtsschmerz vergehen um eine Unwürdige?"

„Sie ist vermählt?" fragte Leokadie tonlos.

„Ja, vermählt!" rief Leonce mit einem Schrei der Qual, „vermählt an einen Greis, der sie zu Tode martert! Und ich, ich kann es nicht wehren, ich kann ihn nicht hindern, sie zu quälen, sie zu peinigen mit seinem niedern Argwohn, seiner folternden Eifersucht!"

„Er weiß um Ihre Liebe zu seiner Gemahlin?" fragte Leokadie.

„Er argwöhnt sie, und fast hätte er in einem Anfall blinder Wuth sie getödtet um dieses Argwohns willen!"

„O, jetzt verstehe ich," sagte Leokadie, und kaum konnte sie ihre Stimme beherrschen, daß sie nicht zitterte, „jetzt verstehe ich Sie, Leonce! Sie wollen sich vermählen, um die Eifersucht des Gemahls zu beschwichtigen, um ihr Ruhe zu schaffen! Ist es nicht so?"

„Es ist so!" sagte Leonce tonlos. „Auch fordert

sie dies Opfer, damit wir, Beide gebunden, die Lösung ihrer Ehe nicht mehr erwünschen können!"

„Deshalb also!" flüsterte Leokadie leise, und ein Ausdruck schmerzlichen Spottes durchflog ihre Züge. Sie blickte aber auf das Bild ihrer Mutter, und sogleich verschwand dieser Ausdruck. Eine Pause trat ein, eine peinliche, schmerzvolle Pause, nur unterbrochen von den hier und da leise gemurmelten, unzusammenhängenden Worten des Barons, und den leisen, ziehenden Seufzern Leokadiens.

Draußen begann jetzt das rufende, eintönige Geläute der Dorfglocke, das wunderbar rührend und melancholisch die Stille unterbrach, und eine tiefe Röthe, dann eine Todesblässe auf Leokadiens Wangen trieb. Ach diese Glocke rief sie zum Altar, und Leokadie sagte ganz leise, aber ganz verzweifelnd in sich: „Es ist die Todtenglocke meines Glückes!" Aber dann schaute sie auf Leonce, der in sich zusammen gesunken, bleich und wie zerbrochen neben ihr saß, und sofort strahlten ihre Augen in jenem eigenthümlichen, zauberhaften Glanz, und immer auf Leonce blickend nahm sie stumm den Myrtenkranz, um ihn mit dem Schleier wieder in ihrem Haar zu befestigen. Dann, als sie dies gethan, stand sie auf und trat dicht hin vor das Bild ihrer Mutter. Draußen riefen die Glocken fort und fort, und unten auf dem Hofe begann es lebendig zu werden, Wagen rollten vor,

und aus dem Nebenzimmer ertönte Luciliens fröhliche, jauchzende Stimme. Nur hier, hier in diesem Gemache, in welchem das Brautpaar weilte, herrschte die Ruhe des Grabes. Leonce hörte weder das rufende Geläute, noch das Rollen der Wagen, seine Seele war fern und in der Weite, der Gegenwart entrückt, träumte er von entschwundener Vergangenheit und entschwundenem Glück. Leokadie stand noch immer vor dem Bilde ihrer Mutter, vielleicht betete sie, denn ihre Lippen bewegten sich leise, und ihre vorher so glänzenden Blicke waren jetzt von Thränen verdunkelt. Als diese aber leise über ihre Wangen rollten, und kalt hernieder fielen auf ihre gefalteten Hände, schien Leokadie zu erschrecken, und trocknete rasch mit dem Brautschleier diese verrätherischen Tropfen fort. Dann wandte sie sich um und trat zu ihrem Verlobten, leise ihre Hand auf seine Schulter legend. Er schreckte zusammen, und blickte auf.

„Kommen Sie, Leonce," sagte sie feierlich.

Er blickte sie erstaunt, fast bewundernd an, wie sie so groß und stolz, so still und heilig vor ihm stand, ganz eingehüllt in den langen Schleier. „Und Sie wollen also wirklich dies Opfer bringen, Leokadie," fragte er fast zärtlich, „Sie wollen Ihr junges, schönes Leben meinem freundlosen, hoffnungslosen verbinden? Sie wollen auf eine Zukunft der Liebe verzichten, um Ihr gegebenes Wort zu erfüllen? Sie schrecken nicht zurück vor dieser

blassen farblosen Zukunft, an der Seite eines Mannes, den Sie nicht lieben, der in hoffnungslosem Schmerz um eine Andere sich verzehrt?"

Leokadie sagte sanft: „Mein Freund, wenn ich Sie nicht liebe, so sehnt mein Herz sich mindestens nach keinem Andern, so begehrt es mindestens nichts; vielleicht, daß es der Liebe unfähig, nur gemacht ist, um die stillern, sanftern Gefühle der Freundschaft genießen zu können. Und diese Freundschaft gehört Ihnen, Leonce, das wissen Sie, diese Freundschaft will es versuchen, Ihnen mindestens da Trost zu geben, wo es ihr versagt ist, Ihnen das Glück darzureichen."

„Sie sind eine Heilige, Leokadie," sagte Leonce, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Ja, eine Heilige, und als solche werde ich Sie stets ehren und heilig halten!"

„Wollen wir uns nur immer wahr sein, und uns vertrauen!" sagte Leokadie mit leuchtenden Blicken.

Und jetzt flogen die Thüren auf, und an des Grafen Arm trat Lucilie herein, Lucilie, die schöne, strahlende, glückliche Braut, gefolgt von dem Vormund und den Hochzeitgästen. Sie kamen, Leokadie und ihren Verlobten zum Traualtar abzuholen.

II.

Die Trauung.

Die Orgel rauschte in feierlichen Klängen, der schrillende Gesang der kleinen Dorfgemeinde verstummte, und unter dem Geläute der Glocken und dem Rauschen der Orgel traten die beiden Brautpaare zum blumenbekränzten Altar, auf dem der Priester mit dem aufgeschlagenen Gebetbuch ihrer harrte. Dann verstummte die Orgel und das Glockengeläute, eine feierliche Pause trat ein, als plötzlich das rasche Heranrollen eines Wagens, der vor der offenen Kirchthüre hielt, die Aufmerksamkeit der Versammelten von den Brautpaaren auf eine Dame ablenkte, die jetzt rasch durch die Halle daher geschritten kam und sich dem Altar näherte. Es schien, sie habe sich verspätet, und mit leise geflüsterter Entschuldigung nahm sie einen Platz, den Brautpaaren gegenüber. Graf Theobald's Antlitz verfinsterte sich einen Augenblick, als er der Dame ansichtig ward, aber diese lächelte ihm freundlich zu, und der Priester begann seine Rede. Ach, es war eine lange, salbungsvolle, bilderreiche, schöne Rede, voll ernster Ermahnungen für das Brautpaar, voll feierlicher Anrufungen der Heiligkeit einer Ehe, voll Sentenzen und erbauender Erläuterungen, eine Rede, wie man gewohnt ist sie bei solchen Gelegenheiten zu hören, und bei der wir stets fragen möchten, für wen wird sie gehalten? Für das Brautpaar? Wehe dem Brautpaar, das solcher

Ermahnungen, solcher Hinweisung auf die Heiligkeit des zu schließenden Bundes bedarf. War es bis dahin nicht von dieses Gelübdes Heiligkeit durchdrungen, so wird auch diese letzte Ermahnung nutzlos sein; hatte es aber lange schon dieselbe erkannt, und frommen Herzens begriffen, so wird diese lange, feierliche Rede fast ungehört an ihrem Ohr verklingen, denn feierlichere Gebete werden in ihrem Herzen ertönen, Gebete, die unmittelbar sich empor schwingen zu Gottes Thron, und nicht dieser Vermittelung des Priesters zwischen Gott und ihrem Gelübde bedürfen! Solch eine lange, salbungsvolle Rede, was ist sie weiter als eine nutzlose Qual für das Brautpaar und die Zeugen? Aber die Priester lieben es, sich selber zu hören, und wo der Segen und das Wort Gottes genügte, müssen wir die lange wortreiche Ausdeutung seines Dieners mit in den Kauf nehmen.

Graf Theobald hörte gar nichts von dieser langen Rede, er dachte nur darüber nach, weshalb wohl Gräfin Adelaide so unerwartet und überraschend gekommen sei, seiner Trauung beizuwohnen, und verstohlen suchte er in ihren Mienen zu lesen, ob sie ihm zürne oder ihm verziehen habe. Aber der Gräfin Züge waren ganz sonnenhell und unbewegt, und nur leise, ganz leise in ihrem Herzen schwur sie, an dem Verräther, dem Treulosen, der ihre Liebe verworfen, sich zu rächen, und als jetzt Graf Theobald das verhängnißvolle Ja! aussprach, da

sagte sie es ganz mechanisch mit, als bekräftigenden Schwur ihrer Rache. O, dies vierfache Ja! wie verschieden tönte es von den Lippen der Brautpaare, wie freudetrunken und mädchenhaft schüchtern doch sprach es Lucilie, während ihr Verlobter, der Gräfin gegenüber, es nur beklommen, fast ängstlich zu sagen wagte. Baron Leonce sprach es aus, ganz resignirt und hoffnungslos, nur wie eine äußere, leere Form, Leokadie allein, durchdrungen von der heiligen Bedeutung dieses Wortes, mit ihrem Herzen, ihrer Seele es schwörend, für ihn, und für sein Glück allein zu leben, und zu sterben!

Diese lange Ceremonie war endlich beendet; man fuhr zurück in das Schloß des Barons P., des Vormundes der beiden Bräute, und in dem glänzend decorirten Saal empfingen sie die Glückwünsche der Gäste, während unten die Reisewagen bereit standen, die beiden Paare aufzunehmen, Graf Theobald und seine junge Gemahlin, um sie sogleich in die Residenz zu führen, Baron Leonce und Leokadie, um sie auf die Güter des Barons zu bringen, auf denen sie den Sommer zu verleben gedachten. Welche köstliche Bilder gaukelten vor Luciliens Seele, als sie jetzt, an Theobald's Arm durch den Saal dahin schritt, und mit süß verschämtem Lächeln, mit strahlenden Blicken die Glückwünsche empfing. O, wie war sie so schön und so unschuldig, die junge gläubige, glückbegehrende Braut, jeder Seufzer, der ihren Busen hob, ein Seufzer

des unaussprechlichen Glückes, jedes Lächeln, das ihre frischen, purpurnen Lippen umspielte, ein Lächeln der Liebe, der Zuversicht, jedes Erröthen, das ihre sammtne Wange überflog, ein Erröthen bangender, jungfräulicher Beklommenheit und glühender Liebe! — „Wie ist sie so glücklich!" flüsterte man, wo sie vorüber schwebte. „So glücklich und so schön, so unschuldig und rein!"

Jetzt trat Gräfin Adelaide dem Brautpaar entgegen. Mit einer gewinnenden, unwiderstehlichen Anmuth näherte sie sich Lucilien, nannte sie sich Graf Theobald's ältere, treueste Freundin, pries sie Lucilie glücklich, einen so edlen, treuen und tugendhaften Gatten gefunden zu haben; und sofort füllten sich Luciliens Augen mit Thränen der Rührung und Freude. Sie hörte nicht den Spott, der in Gräfin Adelaidens Worten lag, ihr Herz fühlte sich nur ganz vertrauensvoll hingegeben der schönen Frau, der ihres Geliebten Edelmuth und Vortrefflichkeit so zum Bewußtsein geworden, und ganz glücklich und freudejauchzend sagte sie: „O, Sie haben recht! Theobald ist der edelste, der beste der Menschen, und verdient es ganz, daß man ihn unbegrenzt und einzig liebt!"

Gräfin Adelaide konnte kaum ein Lächeln des Spottes und der Verachtung unterdrücken. Sie blickte auf Theobald, der fast verlegen ihren Blicken auszuweichen suchte, und dann sagte sie, Lucilie umarmend: „O ich sehe schon, wir werden uns lieben und verstehen, Theuerste! denn

Sie lieben den Grafen Theobald, Ihren Geliebten, eben so unbegrenzt, als ich ihm, meinem Freunde vertraue! Haben Sie nur auch zu mir rechtes, volles Vertrauen, lassen Sie mich Ihre Freundin, Ihre Mutter sein!"

Lucilie warf sich in der Gräfin Arme, und sagte unter Thränen: „Wem sollte ich vertrauen, wenn nicht Ihnen, meines Theobald's Freundin? O, Sie werden sich meiner Jugend, meiner Unerfahrenheit erbarmen, und mir Ihren Rath, Ihre Hülfe um meines Theobald's willen gewähren!"

„Gewiß, das werde ich," sagte Gräfin Adelaide und küßte Luciliens reine klare Stirn.

„Dein Vormund ruft Dich, Lucilie," sagte Graf Theobald fast rauh, und als Lucilie leicht und anmuthig, einem zarten Schmetterlinge gleich, dahin flatterte, blickte ihr junger Gemahl ihr fast mit dem Ausdruck des Mitleids nach.

„Schonen Sie ihrer, Adelaide," sagte er dann fast bittend zu der Gräfin. „Schonen Sie ihrer! Sie ist so jung und unerfahren! Gönnen Sie ihr diese kurze Illusion meiner Vortrefflichkeit! Wie lange noch, und sie wird es selber einsehen lernen, wie wenig ich die Anbetung ihres jungen, heißen Herzens verdiene!"

„Aber bis dahin möchten Sie den Cultus dieser anbetungsdurstigen Unschuld gern und ungestört genießen?" lachte die Gräfin. „Möchten, als ein ächter Sultan,

von diesen Opiumsentzückungen der liebeglühenden neuen Favoritin Ihre Eitelkeit kitzeln lassen, um sich selber zum Gott zu träumen, und ganz zu vergessen, daß ein ganzer Harem verlassener Schönen nach Ihnen schmachtet und seufzet? O, Sultan, Sultan, meinen Sie denn, daß man jemals Sie aufgeben kann, wenn man Sie einmal geliebt?"

Graf Theobald sagte ernst: „Die Pflicht ist noch mächtiger, als die Liebe, und die Ehre noch heiliger, als das Glück. Ich durfte der Liebe nicht folgen, und darum rettete ich mich hinein in Pflichten, meine Ehre verbot mir das Opfer, das Ihre Liebe mir bringen wollte, anzunehmen, und darum brachte ich mein eigenes Glück zum Opfer und entsagte Ihnen!"

„Sie sind ein Heuchler!" sagte Gräfin Adelaide verachtungsvoll. „O Sie denken mir zu entgehen mit diesen albernen Phrasen. Sie irren Sich aber! Adelaide giebt niemals auf, was sie einmal erfaßt! Ich halte Sie wie mit unsichtbaren Banden, Ihre Schwüre fesseln Sie an mich! Glauben Sie mir, Theobald, Sie entgehen mir nicht, Sie werden reuig, gnadeflehend zu mir zurückkehren!"

„Das ist ein kühnes Wort!" rief Theobald entrüstet.

„Aber es ist Wahrheit!" sagte sie stolz. „Was kann Ihnen dies junge, unschuldige Mädchen bieten?

Ach, ihre paradiesischen Liebesträume, ihr zärtliches Taubengegirre, wie bald wird es Sie langweilen und anwidern, wie bald werden Sie überdrüssig werden dieser Offenbarungen einer ersten, heiligen Liebe, von der Sie längst schon wissen, daß sie nichts ist als Täuschung und kindisches Spiel! Ach, wenn Sie sich langweilen bei Ihres schönen jungen Weibes heißer Liebe, dann werden Sie der entzückensvollen Stunden gedenken, die ich Ihnen bereitete, ich, die ich nicht an die Ewigkeit und Unwandelbarkeit der Liebe glaube, und daher die Weisheit kenne, das Glück der Stunde zu genießen in vollen, wollüstigen Zügen! O, ich sage Ihnen, Theobald, Sie werden niemals aufhören mich zu begehren, wie ich niemals aufhören werde Ihnen zu zürnen und auf Rache zu sinnen!"

„Das ist ein Kampf, den Sie mir da anbieten!" sagte Graf Theobald mit erzwungenem Lachen. „Sie sind Ihrer Unbesiegbarkeit sehr gewiß, meine Gnädigste!"

„Und Sie Ihrer Unverletzbarkeit, mein Ungetreuer! Aber ich werde dennoch siegen, und Sie, Sie werden einst mit Thränen vor mir knieen und um Gnade flehen!" sagte Adelaide lächelnd, und nickte ihm Abschied nehmend zu, um sich dann in der Menge zu verlieren.

„Alberne, eitle Thörin!" flüsterte Graf Theobald, und eilte dann, sein junges schönes Weib zu suchen, um sie zum bereit stehenden Wagen zu führen.

Bald rollten zwei Wagen vom Schloßhofe fort. In dem einen saß Graf Theobald mit seiner schönen glücklichen Lucilie, in dem andern Baron Leonce an der Seite seiner stillen, bleichen und ernsten Gemahlin Leokadie. Droben im Saale standen die Hochzeitsgäste an den Fenstern und schauten ihnen nach, und flüsterten und fragten leise: „Werden sie Beide glücklich werden? Lucilie gewiß! Sie ist so schön und lieblich, und liebt ihren Gemahl so heiß, wie er sie! Aber Leokadie? Ach, sie ist so kalt und ernst, so unfähig etwas Anderes zu lieben, als sich selber! Armer Baron Leonce, das wird eine traurige, freudlose Ehe werden!"

Fahrt denn dahin Ihr jungen Neuvermählten, die Welt hat sich vor Euch eröffnet, sie wird Euch lächeln mit all' ihren süßen Verlockungen und rosenduftenden Verheißungen, fahret dahin, und lernet leben, genießen, leiden und weinen. Die Welt ist Euer, und Ihr gehört der Welt!

III.

Flitterwochen und Ehestand.

Es waren schöne, genußvolle, köstliche Tage, diese ersten Tage von Luciliens junger Ehe! Ganz hingegeben diesem neuen, berauschenden Glück jauchzte Lucilie der Zukunft entgegen, sah sie jeden neuen Tag mit glückverheißendem Lächeln kommen, und ohne Bedauern und

Ahnungsbangen schwinden. Sie liebte so heiß, und die Gluth dieses jungen, flammenden Herzens hatte sogar vermocht, Graf Theobald's Herz auf's Neue zu erwärmen und anzufachen zu einem Feuer, das, weil künstlich erregt und forcirt, vielleicht nur um so heftiger aufflackerte und loderte. Und wenn sie in himmelstürmender Begeisterung den vollen Becher der Freude und des Genusses bis auf die Hefe geleert, so schien doch diesem Genusse keine Uebersättigung, dieser Freude keine Entnüchterung zu folgen. Aus der Asche jedes glückberauschten Tages schwang sich Lucilie empor, gleich einem leuchtenden Phönix, um sich jauchzend auf's Neue in die Flammen zu stürzen, und diese wogenden Gluthen zusammenschlagen zu lassen über ihrem rosenbekränzten, glühenden Haupte. Lucilie war so jung, sie hatte es noch nicht gelernt zu geizen mit dem Glück, und mit verschwenderischen Händen streute sie diese goldenen Quellen des Glückes um sich her, ohne zu fürchten, daß diesem köstlichen Ueberfluß dereinst die bittere Armuth der Uebersättigung folgen könne. Diese Unwissenheit ergötzte ihren Gemahl, dünkte ihn ein staunenswerthes Wunder, das ihn erheiterte, unterhielt, und dem er zuschaute mit dem überhebenden Stolze eines Magiers, der dem entzückten Laien Wunder schafft, die für ihn selber keine Wunder, sondern nur Betrügereien sind. Und wenn Lucilie ganze Stunden zu seinen Füßen saß, und ihm die süßen Mähr-

chen ihres Glückes mit stammelnder Lippe und brennendem Auge erzählte, wenn sie in dithyrambischem Schwung der Begeisterung ihm ihres Glückes köstliche Vollendung malte, so lächelte Graf Theobald dazu ganz leise und fragte ganz heimlich in seinem Herzen: wann wird dies enden? Wann werden diese Gluthen sich verkühlen? — Aber Luciliens Herz hatte noch diese mächtige Federkraft der Jugend, die sich jauchzend immer wieder emporschnellt zu neuer Begeisterung und neuem Jubel, sie war noch nicht weise genug, um zu bedenken, daß das ewige Sprechen von dem Glück leicht das Zersprechen desselben zur Folge hat, noch nicht erfahrungsreich genug, um zu wissen, daß das Glück nur dann uns treu und zu eigen bleibt, wenn wir es bergen und verhüllen unter dem Schleier des Schweigens! Arme Lucilie, es kam ein Tag, ein unheilsvoller, dunkler Tag, an welchem Dein Geliebter, Dein Gemahl diesen begeisterten Dithyramben Deiner Liebe gegenüber nichts mehr empfand als die Ermattung der Entnüchterung, die Pein der Langeweile, wo Deine gluthvollen Worte ihm nichts mehr waren, als eine Wiederholung des längst schon Gekannten und Gewußten, wo er ganz ungeduldig sich selber fragte: „Wann endlich wird dies enden? Wann endlich werden wir aufhören gleich tollen Kindern zu schwärmen, um wieder vernünftige Menschen zu werden? — Nun, der Anfang muß endlich doch einmal gemacht werden," sagte

er dann ganz entschlossen, und trat in Luciliens Gemach, die ihm mit einem Freudejauchzen entgegenflog, und ihm die glühenden Lippen zum Kusse darreichte. Aber Graf Theobald küßte sie weniger glühend, als sie es gewohnt war, das machte sie erbeben, und ganz trübe fragte sie: „Du liebst mich doch, mein Theobald?“

„Gewiß!“ sagte er verstimmt. „Warum zweifelst Du?“

„Weil Du heute nicht so zärtlich bist, wie sonst!“

Graf Theobald zuckte die Achseln, und sagte rauh: „Wie albern, die Liebe nach dem äußern Ausdruck der Zärtlichkeit ermessen zu wollen! So lange das tägliche Leben noch seine Ansprüche an uns macht, ist es unmöglich sich diese Gleichmäßigkeit überwallender Zärtlichkeit zu bewahren! Man ist ja abhängig von den äußern Zufälligkeiten des Lebens, so lange man ein Mensch und kein Gott ist!“

Lucilie seufzte und dachte nur, daß sie zu jeder Stunde für Theobald die gleiche Liebe, die gleiche Zärtlichkeit empfinde, und daß nichts auf der Welt sie darin zu stören vermöge.

„Wollen wir nicht endlich heute den Anfang machen mit den nothwendigen Besuchen, die wie eine mahnende Schuld auf meinem Gewissen lasten?“ fragte Graf Theobald endlich. „Gewiß man wird uns für sehr unhöflich und sehr rücksichtslos halten; es sind fast vier Wochen

seit unserer Verheirathung vergangen, und wir haben noch nicht einmal die nothwendigsten Besuche gemacht!"

„Und wozu wollen wir überhaupt Besuche machen?" fragte Lucilie, sich an ihn schmiegend. „Ach, siehst Du, Theobald, mir graut vor den Menschen und der Welt, die mir kein Glück geben, sondern nur es mir nehmen kann. Ach, die Menschen, mein Geliebter, was haben die zu schaffen mit unserm köstlichen, blüthenreichen Glück? Warum wollen wir sie aufsuchen und uns bemühen um ihre Gunst?"

„Mein Gott," sagte Theobald ungeduldig, „dies kann nicht Dein Ernst sein, mein Kind! So lange wir einmal in und mit der Welt leben, haben wir auch die Verpflichtung ihren Anforderungen zu genügen, ihren Sitten uns unterzuordnen!"

„Aber warum leben wir mit der Welt?" fragte Lucilie mit dem Eigensinn eines verwöhnten Kindes. „Warum wollen wir nicht lieber in dieser Wüste der Welt uns eine Insel suchen, fernab von den Menschen, unzugänglich ihrem Treiben und Wogen, einsam im Glück und allein mit unserer Liebe?"

„Du bist ein Kind!" rief Graf Theobald fast verächtlich, eine thörichte Schwärmerin! Die Welt ist kein Paradies, Lucilie, wo man nur seinem persönlichen Behagen und Genießen leben kann. Wir sind nicht so einsam und unbelauscht, wie Adam und Eva, meine Kleine,

sondern um uns her schwirrt und summt es von Menschen, und diese haben Rechte an uns, unabweisbare Rechte, die ihnen streitig zu machen, ebenso unüberlegt, als nutzlos wäre!"

Lucilie antwortete nichts, sie konnte vor Thränen nicht sprechen, und warf sich laut schluchzend in die Kissen des Divans.

„Mein Gott, sie weint!" rief Graf Theobald unwillig mit dem Fuße stampfend, und dann sagte er ungeduldig: „Lucilie, warum weinst Du?"

„O Du liebst mich nicht mehr," schluchzte sie zitternd, Du sehnst Dich schon zurück nach der Welt und den Menschen, und meine Liebe vermag nicht mehr Deine Tage auszufüllen!"

„Thörin!" rief ihr Gemahl mit fast rauhem Ton. „Warum denn gleich an dem ganzen Verhältniß zweifeln, weil ich von Dir nur ein wenig Vernunft, ein wenig Beruhigung Deiner Leidenschaft fordere. Glaube mir, Lucilie, in dieser Weise fortzuleben wäre ebenso unklug als thöricht, und Du selbst würdest es mir bald zum Vorwurf machen!"

„Nein, niemals, niemals!" rief sie heftig. „O, ich bedarf keiner Gesellschaften, keiner Menschen, für mich giebt es nur Ein Glück, nur Eine Wonne, das ist diese stille, ungestörte Einsamkeit mit Dir, das ist, Dich be-

ständig sehen, für Dich allein leben und athmen zu können!"

„Nun denn," sagte Theobald rauh, „so thue es um meinetwillen, so bringe Deiner Liebe zu mir dies Opfer, denn ich, mein Kind, bedarf der Gesellschaften und der Menschen, und um Dir die Wahrheit zu sagen, dies eintönige, stagnirende Leben, dieses monotone, gleichmäßige Abrollen der Tage fängt an mir langweilig zu werden."

Ein Schrei des Entsetzens, der Qual rang sich von Luciliens Lippen, dann sank sie ohnmächtig zusammen.

„Dies ist albern!" rief Graf Theobald und schellte ungeduldig nach Luciliens Kammerfrau.

„Helft der gnädigen Frau! Sie ist ohnmächtig geworden!" sagte er dann, als Nannette hereinstürzte, und verließ das Gemach, ohne sein junges, bleiches Weib noch einmal anzuschauen.

Und hier endeten Luciliens Flitterwochen, und der Ehestand begann! Wohl war auch er noch reich an köstlichen, entzückensvollen Tagen, aber Lucilie war noch zu jung, um sich da an dem Glück der Erde genügen zu lassen, wo sie kurz zuvor noch die Entzückungen des Himmels genossen, sie war noch zu unerfahren um zu wissen, daß Thränen und Klagen nicht im Stande sind verlöschende Gluthen wieder anzufachen. Sie sah nur, daß die Liebe ihres Gemahls weniger stürmisch, weniger flammend, daß sie sich absänftigte zu ruhiger Behaglich=

keit, daß dies Bangen der Sehnsucht, diese Qual der Leidenschaft, alle diese stürmischen, rauschenden Wogen jetzt ruhig und gekühlt dahin flossen in der sanften Milchstraße des täglichen, gewissen und unverlierbaren Besitzes, und statt mit klugen Händen aus den Trümmern des zusammengestürzten Tempels sich ein bequemes wohnliches Haus zu bauen, machte sie daraus nur einen Aschenkrug, über dem sie bittere Thränen weinte.

„Liebst Du mich auch noch?“ fragte sie oft ihren Gemahl, und wenn er es bejahte, jauchzte sie auf, wie von einem überraschenden, nicht geahnten Glücke.

Das verletzte ihn, und er fragte ungeduldig: „Zweifelst Du denn an meiner Liebe?“

„Und wie sollte ich nicht?“ fragte sie, und schon waren ihre Augen von Thränen umdüstert. „Es ist jetzt so selten, daß Du mir Deine Liebe versicherst!“

„Was sollen auch diese Versicherungen!“ rief er ungeduldig. „Du weißt es ja, daß ich Dich liebe! Mein Gott, es wäre ja unerträglich Dir dies alte, längst von Dir gekannte Lied täglich wiederholen zu sollen!“

„Ach,“ sagte sie ganz glühend, „dies alte Lied ist immer eine neue Weise, und bringt mir immer neue Himmelsklänge mit! O komm, mein Theobald, erzähle mir von den Mährchen unserer Liebe, unseres ersten Begegnens! Komm, setze Dich dort auf den Divan, und

mich laß hier zu Deinen Füßen sitzen, und diesen wunderbaren, himmlischen Mährchen lauschen."

„Aber ich müßte ein Dichter sein," rief Theobald ungeduldig, „ein zweiter Shakspeare, um aus dem gewöhnlichen Lauf der Dinge Mährchen zaubern zu können! Ich sah Dich, Du gefielst mir, bald lernte ich Dein frisches, jugendvolles, anmuthiges Wesen lieben, und bat Dich um Deine Hand und Dein Herz. Du nahmst erröthend meinen Antrag auf und sagtest mir, daß Du mich liebtest!"

„Daß ich Dich liebte!" unterbrach sie ihn leidenschaftlich. „O mein Gott, ich sagte Dir, daß ich Dich liebte, — ach die Sprache war zu arm, um Dir besser auszudrücken, was ich empfand, und ich selber war zu schüchtern, um es sagen zu können, daß ich Dich nicht nur liebte, daß ich Dich anbetete, daß Du mein Heiland, mein Gott, meines Lebens köstlichste, süßeste Erfüllung! O Theobald, gleich vom ersten Augenblicke an, wie ich Dich sah, gleich da flog Dir mein Herz entgegen, fühlte ich, daß dieser Moment entscheidend für mein ganzes Leben, und daß ich hinfort, ob geliebt oder ungeliebt, ewig und immerdar Dir angehören müsse in Liebe und Hingebung. O, Ihr Männer, Ihr kennt dies Gefühl gar nicht, dies unendliche Gefühl unbegrenzter Demuth, gänzlichen Unterjochtseins, blinder Unterwürfigkeit; nur das Weib, das liebt, kennt dies entzückens-

volle stolze Gefühl der Seelenabhängigkeit und das Klirren der Ketten, mit denen die Liebe sie umwunden, scheint ihr das Rauschen und Klingen himmlischer Sphärenmusik. Siehst Du, Theobald, das ist es, worin wir Euch überlegen sind, das ist es, worin wir Euer Meister und Herr sind, daß wir diese große, göttliche Wissenschaft, diese Philosophie der Offenbarung, welches die Liebe ist, besser verstehen und auszulegen vermögen, daß wir, ein geschickter, tiefblickender Arzt, sie erkennen an den verstecktesten, unscheinbarsten Symptomen, und uns niemals über sie täuschen. Ach aber, Ihr Grausamen, Ihr versagt uns oft die Mittel, diese Krankheit der Sehnsucht und Liebe zu heilen, Ihr erwidert unsere Liebe nicht, und laßt uns hinsterben und verblühen an diesem schmerzvollsten aller Leiden, an der unerwiderten, unerfüllten Neigung! O, ich Ueberselige, von Gott Begnadigte, daß mir nicht ein so hartes, bitteres Loos beschieden ward, daß ich gesegnet ward mit Deiner Liebe, daß Du mich würdig hieltest Dein Weib zu sein, Deinen Namen zu tragen, diesen schönen, gefeierten Namen, bei dessen Klang manches Frauenherz erbebt in süßen und bittern Schauern der Liebe!"

Hier schwieg Lucilie, ganz überwältigt und athemlos von diesem langen, wortreichen Erguß ihrer Zärtlichkeit, ganz trunken von Glück, das ihr durch das Reden über dasselbe immer gewissermaßen erst recht zum Bewußtsein

kam. Sie schwieg und hoffte auf eine Antwort, auf eine Erwiderung ihrer Liebesentzückung. Aber diese blieb aus, ihr Gemahl saß vor ihr, regungslos und stumm, und als Lucilie, die, zu seinen Füßen gesessen, sich jetzt leise erhob und sein an die Rücklehne des Divans gesunkenes Antlitz gewahrte, zuckte sie zusammen, wie von einem electrischen Schlage getroffen, und Marmorblässe bedeckte ihr Angesicht.

„Er schläft!" schrie sie mit einem Schrei der Qual, des Entsetzens, der ihren Gemahl erweckte aus seinem Schlummer. Er fuhr empor, und fragte ganz unbefangen: „Sagtest Du etwas, mein Engel?"

„O mein Gott, mein Gott," wimmerte sie leise, „ich spreche zu ihm von meiner Liebe, und er schläft!"

Aber diese Situation däuchte ihrem Gemahl unendlich komisch, und statt sich zu entschuldigen, lachte er. Dies Lachen machte ihre Thränen nur noch heftiger fließen, und sie schluchzte und jammerte laut. Graf Theobald sagte endlich verstimmt: „Jetzt, dächte ich, könnte es genug sein mit diesem Jammern und Weinen, das eben so grundlos, als kindisch ist. Mein Gott, wie albern, zu weinen, weil ich eingeschlafen bin! Ich fühlte mich erschöpft, angegriffen, und ich dächte, das ist doch das Wenigste, was man in seinem eigenen Hause beanspruchen kann, daß man schlafen und ruhen kann, wann und wo es Einem beliebt. Himmel, wenn die Etiquette

und Convenienz uns sogar verfolgen soll bis in die unbelauschten Räume des Wohnzimmers, sich zwischen Mann und Frau drängen soll, da wäre ja selbst dieser letzte und einzige Segen des Ehestandes verloren, dieser Segen der Ruhe und Ungenirtheit, welches doch der einzige Vortheil des Ehestandes ist. Ich bedaure aufrichtig, Dir wehe gethan zu haben, da es nun aber einmal geschehen, ist es mir lieb, eine Gelegenheit zu haben, Dir einmal aufrichtig meine Meinung sagen, und Dich auf einen Irrthum aufmerksam machen zu können. Denn ein Irrthum ist es, wenn Du verlangst, daß Dein Gemahl die Rolle des zärtlichen, leidenschaftlichen Liebhabers fortspielen und jeden Tag in neues Entzücken gerathen soll über den endlich errungenen Besitz der Geliebten! Die Menschen, oder nur die Männer vielleicht, sind einmal nicht so gemacht, mein Kind, und Ihr Weiber würdet zuletzt lachen über den langweiligen Laffen, der Euch täglich wiederholen möchte, was Ihr schon lange wißt, und was Euch durch die Wiederholung zuletzt nur grenzenlos langweilen würde! Der Besitz, mein Kind, stumpft das Entzücken über den Besitz ab, ohne daß das Glück und die Liebe deshalb verschwindet. Aber die Gewohnheit ist eine zu mächtige Gegnerin des Staunens, und selbst das größte Wunder überrascht uns nicht mehr, wenn wir es täglich sehen. Sicher aber ist die Liebe ein solches göttliches Wunder, das wir nur deshalb nicht

mehr anstaunen, weil wir uns eben daran gewöhnt haben!"

„Oder weil wir desselben überdrüssig sind," sagte Lucilie bitter.

„Sich an eine Sache gewöhnen, heißt nicht derselben überdrüssig sein," erwiederte ihr Gemahl gelassen. „Vielmehr ruht in der Gewohnheit, und in der Ruhe der Gewohnheit einer der köstlichsten Reize des Daseins. Diese ewigen Aufregungen und Schwindeleien der Leidenschaften, sie erzeugen zuletzt nur Degout und Uebersättigung, ja, die menschliche Natur müßte ihnen erliegen, würde zusammen brechen unter diesen ewigen Aufreizungen, während diese süße Gewohnheit des stillen, friedlich genossenen Glückes der süßeste und köstlichste Reiz des Lebens ist! Nicht vom Glücke sprechen, aber leidenschaftlos das Glück in sich hinein schlürfen, nicht täglich neu die Liebe beschwören, aber sie tief und still empfinden, das ist des Lebens weiser Genuß. Mein Gott, wer die Liebe täglich sich unter das Mikroskop des Bewußtseins legen will, der wird bald genug an ihr diese Myriaden von eklem Gewürm entdecken, die dem unbeobachtenden Auge sonst nicht sichtbar sind, und das Glück täglich seciren und in seinen Eingeweiden wühlen wollen, heißt es ausmergeln, und aus einem lebendigen Wunder es zu einem todten widerlichen Gerippe auseinander legen, das vielleicht staunenswerth in seiner Zergliederung und

in seinen einzelnen Bestandtheilen, dem aber der Reiz des unbewußten, harmlosen Lebens fehlt! Wer aber der ewigen Aufregungen, der fieberischen Aufwallungen und Beschwörungen des Glückes bedarf, der sollte nicht das Band der Ehe um sich schlingen, denn die Ehe gerade ist die privilegirte Anstalt der Ruhe und des Behagens, der sichere Hafen gegen alle Stürme der Leidenschaft, und wer diesen Hafen betritt, der wirft ihn erst ab diesen schmerzenden Kranz duftender, stachelreicher Rosen, um dafür sein Haupt zu bekränzen mit dem sanft duftenden Veilchenkranze des stillen, geräuschlosen Glückes, der thut erst von sich die glänzenden durchsichtigen Gewänder des üppigen Freudenfestes, um sich in das faltenreiche, bequeme Gewand der Häuslichkeit zu hüllen, der nimmt erst Abschied von der rauschenden Lust, und dem orgienhaften Taumel des leidenschaftlichen, wollüstigen Genusses, um mit orientalischer, doppelt genießender, leidenschaftloser Ruhe die Wonnen des Lebens in stiller und friedlicher Ruhe zu genießen, und die Ruhe eben zu preisen als die süßeste Erholung nach allen Stürmen des Lebens und der Leidenschaft! So, mein Kind, bin auch ich in die Ehe getreten, und diesen Genuß mir nicht zu verkümmern und zu verbittern, ist Deiner Zukunft Aufgabe und Bestimmung!"

„Ach, ich bin aber noch so jung," schluchzte Lucilie unter Thränen, „ich habe noch nichts empfunden von dem

Austoben der Leidenschaft, und soll schon mich abdämpfen zu dieser Ruhe der Ermattung!"

„Und jetzt, mein Kind, laß es genug sein mit diesen Thränen und Klagen," rief ihr Gemahl unwillig. „Gönne Dir und mir endlich Ruhe, und laß uns zu Tische gehen! François ist schon dreimal an der Thür erschienen, um zu melden, daß servirt sei!"

„Essen! Nein, ich kann nicht essen!" rief Lucilie, und stürzte in ihr Boudoir, wo sie sich einschloß, um, auf ihren Knieen liegend, bitterlich zu weinen.

IV.

Fortsetzung.

Graf Theobald hatte das Weh, an welchem Lucilie zu leiden begann, ganz richtig bezeichnet. Sie krankte „an dem ganz gewöhnlichen Lauf der Dinge", aus dem sie trachtete, sich Mährchen zu zaubern, sie wollte Wunder sehen, wo ihr Gemahl nichts gewahrte, als das Gewöhnliche. Sie hatte noch so wenig erlebt, so wenig erlitten, und deshalb mußte das Glück sich ihr zu einer Art von Unglück gestalten. Das Glück hatte sich ihr ergeben ohne Kampf, und Lucilie war so kampfesmuthig, sie dürstete nach Thaten, es verlangte sie in ihrer Jugend Uebermuth zu ringen mit dem Geschick, ihm Blüthen und Früchte als Siegerin abzugewinnen. Und diese Blüthen und Früchte waren ihr eigen gewor=

den, ohne Kampf und Sieg, sie durfte nur müßig die Hände in den Schooß legen und genießen, was ihr vom Himmel gefallen. Lucilie war noch zu jung für die Ruhe des Besitzes, sie bedurfte der Leidenschaft, der Aufreizung, ihr Blut wallte noch so heiß und stürmisch durch ihre Adern, weder das Leid, noch die Erfahrung hatte es abgedämpft, und die hoch flackernden Gluthen ihres Gefühles gesänftigt zu dem milden Feuer, das nur gerade ausreicht zum täglichen Bedarf des Lebens. Ihr wäre besser gewesen mit ihrer vollen, liebedurstigen, hingebebedürftigen Natur einer vollen gewaltigen Leidenschaft zu verfallen, deren Gewährung ihr Schwierigkeiten, Hindernisse, Unmöglichkeiten in den Weg geworfen. An diesen Schwierigkeiten würde sie sich heldenmüthig und freudig aufgerichtet haben, um zu streiten und zu kämpfen um dies köstliche Besitzthum, um das Glück sich zu erkämpfen; an diesen Unmöglichkeiten würde ihr die Kraft und der Muth gestählt sein, das Unmögliche möglich zu machen durch festen, unbeugsamen Willen, durch muthiges Ringen und Streiten. Sie hatte noch keine Erfahrung, keine gestorbenen Ideale, sie hatte noch nicht geweint über dem Leichensteine irgend eines begrabenen Glückes, und deshalb hatte sie noch nichts gelernt von der Weisheit des Unglücks. Wenige aber giebt es, die weise genug sind, das Glück genießen zu können ohne durch die harte Schule des Unglücks gegangen zu

sein, Wenige, denen das Leid nicht dieser harte, unbezwingliche, nothwendige Felsen gewesen, an dem die brausenden Wogen ihrer Leidenschaft sich erst brechen, die Spitzen und Ecken ihres Charakters sich erst abschleifen mußten, um dann in dem sanften Fahrwasser des stillen, ungestörten Glückes ruhig dahin gleiten zu können. Lucilie gehörte nicht zu diesen, sie war so jung, so leidenschaftlich, so glühend; das Leben hatte sich erst vor ihr aufgethan, gleich einem wogenden, schäumenden Meer sich vor ihr entfaltet, zu ihr empor rauschend und ihr wunderbare Zukunftsbilder in seinen silbernen Wellen spiegelnd, und auf dies lockende Meer wollte Lucilie hinaussteuern mit vollen Segeln, mit wehenden rauschenden Wimpeln, ein tanzendes, stolzes Schiff, das noch keine Brandungen und keine Klippen gesehen. Sie wollte hinaus steuern auf die hohe See der Leidenschaft, und ihr Gemahl wollte dies stolze schöne Schiff schon fesseln im Hafen; er war schon reisemüde, schon ruhesehnend, er wollte Frieden, sie wollte den Kampf, er hatte zu viel gelebt, sie zu wenig; an diesem Mißverhältniß aber scheitert die Mehrzahl der Ehen. Die Männer treten in die Ehe, um in ihr auszuruhen, erschlafft und ausgetobt fordern sie von ihr Ruhe und Gemächlichkeit, Behaglichkeit und Frieden, während das Weib mit der Ehe erst in das Leben tritt, erst das Dasein in seiner ganzen Fülle beginnt, während es dem abgedämpften,

schlaffen Herzen des Mannes die ganze Gluth eines frischen, unberührten Gefühls entgegen trägt. O Luciliens Herz war so jung, und seines so alt! Er war übersättigt, und sie dürstete, er war müde des Lebens, und sie müde der Ruhe! Wie viele Thränen und Kämpfe, wie viele Versöhnungen und erneuerte Liebesschwüre nach diesen Thränen und Kämpfen, die Graf Theobald ermatteten, während sie Lucilien nur ein erfrischender, stärkender Maienregen dünkten! Vielleicht würden diese Zerwürfnisse minder schroff sich gezeigt, diese Spaltungen minder klaffend hervorgetreten sein, wenn die Gesellschaft sich als Vermittlerin zwischen sie gestellt, und mit ihren Zerstreuungen der Leidenschaftlichkeit Luciliens den Ernst, der Schlaffheit Theobald's das Verletzende genommen. Aber die Zeit der Geselligkeit und Soiréen war noch nicht gekommen, man lebte noch in diesem unangenehmen Mittelding zwischen Sommer und Winter, das man Herbst zu nennen pflegt, und das in seinem Gemische von Blüthe und Verwesung nicht unähnlich ist jenen alternden Schönen, die unter Lächeln und jugendlicher Schminke ihr zerfallenes Antlitz und die Furchen verbergen, welche die Zeit durch ihre Züge gezogen. Die Residenz war noch nicht bevölkert von denen, welche man vorzugsweise „die Gesellschaft" nennt, und deren Kommen den Winter bezeichnet, wie die Schwalben den Frühling. Es war noch Herbst, und man lebte noch auf den Villen, den

Landhäusern und Sommerwohnungen, oder durchschwirrte die Welt vom Reisewagen aus. Auch Graf Theobald bewohnte noch, der allgemeinen Mode folgend, seine im Thiergarten belegene reizende Villa. Er hatte Lucilie bewogen, mit ihm die nothwendigen Visiten zu machen, sie hatten die conventionellen Besuche empfangen, aber die Salons waren noch nicht eröffnet, die Feste zum Empfang des jungen Paares, zur Einführung Luciliens in die Gesellschaft hatten noch nicht begonnen. Vielleicht würde Graf Theobald das Drückende dieser langsam hinschleichenden Tage weniger empfunden haben, wären seine Stunden geregelt und ausgefüllt gewesen, hätte sein Dasein einen bestimmten Zweck, eine zwingende Beschäftigung gehabt. Aber Graf Theobald war unabhängig und reich genug, um standesmäßig leben zu können, aber nicht hinlänglich reich, um ein glänzendes Haus zu machen, um tonangebend in der Gesellschaft auftreten, um sein unbeschäftigtes Dasein mit allen jenen Beschäftigungen ausfüllen zu können, die dem gebildeten Reichen, dem kunstliebenden Cavalier so vielfach sich darbieten. Er hatte weder Ateliers zu besuchen, und bei Malern und Bildhauern bedeutende Bestellungen zu machen, noch konnte er zu einem Mäcen der Wissenschaft und Poesie sich aufschwingen, oder sein Haus täglich zu einem Sammelplatz für bedeutende Fremde und noble Gesellschaften machen. Er hatte von der Gesellschaft eben so viel zu

empfangen, als er ihr zu geben vermochte, und deshalb mußte ihn diese Gesellschaftsstille jetzt doppelt beängstigen und langweilen. Ach diese langen, trüben, halbdunkeln Abende im Salon der Villa hingeträumt, während draußen das fallende Laub der Bäume an die Fenstern raschelte, und der Herbstwind seine melancholischen Melodien und Gesänge an den klirrenden, undichten Scheiben pfiff, und drinnen Lucilie, die arme, schöne Lucilie ihre von Thränen unterbrochenen Liebesklagen seufzte, oder sich gewaltsam aufraffend zu Heiterkeit und Frohsinn, ihn heraustrieb aus seiner Gemächlichkeit und seinem Schweigen.

An einem solchen trüben, halb mit Zärtlichkeit, halb mit Schmollen hingebrachten Herbsttage war es, als Graf Theobald unerwartet ein Billet empfing von Gräfin Adelaide, die er noch auf einer Reise begriffen glaubte, welche sie gleich nach seiner Verheirathung angetreten. Sie schrieb ihm:

„Seit drei Tagen bin ich heimgekehrt, und Sie sind noch nicht bei mir gewesen? Fürchten Sie mich so sehr, oder Ihre junge, schöne Frau? O ich denke, diese ist zu schön und siegesgewiß, um bei Ihnen an die Möglichkeit einer Untreue glauben zu können. Sie also fürchten es, mich aufzusuchen. Wie diese Furcht mir der köstlichste Triumph däucht! Sie fühlen also, daß Sie noch nicht frei sind meiner Fesseln, und weil

Sie dies fühlen, wollen Sie sich den Anschein geben ganz ungefesselt schwärmen und fliegen zu können, wohin immer Sie wollen. O, nur Geduld, Sie werden dennoch mir wieder anheim fallen, und Ihr Fürchten und Bangen, Ihr Zurückscheuchen vor jedem Begegnen mit mir soll Ihnen nichts helfen! Dies mein Willkommensgruß!

Adelaide."

Graf Theobald steckte das Billet ruhig in seinen Busen, und vermied es Luciliens fragenden Blicken zu begegnen.

Ich werde heute noch zu ihr gehen, dachte er; Adelaide soll nicht glauben, daß ich sie fürchte und vermeide, oder daß ich ihrer albernen Voraussagung Glauben schenke. Nein, ich fürchte diese Gefahr des Wiedersehens nicht, und mein schnelles Kommen mag ihr zeigen, daß ich ganz gleichgültig gegen ihre Drohungen bin.

Er mochte es sich selbst nicht gestehen, wie sehr Adelaidens Briefchen ihn erfreut, wie sehr er sich ihr dankbar fühlte für diesen lockenden Ruf! O, dies versprach doch mindestens Aufregung, Zerstreuung, es war doch eine Unterbrechung, eine pikante Pause in diesen süßen, melodischen Liebesliedern seines jungen Weibes.

„Nicht wahr, Du bleibst heute den ganzen Tag bei mir?" fragte jetzt Lucilie mit zitternder Stimme, als errathe sie seine Gedanken. Sie hatte ihn lange mit glän-

zenden, feuchten Blicken betrachtet, wie er schweigend, gar nicht an sie denkend, neben ihr auf dem Divan saß, und gedankenlos die Astern zerpflückte, die sie für ihn zu einem vollen Strauß gewunden.

„Nicht wahr, Du gehst nicht mehr fort?" mußte Lucilie noch einmal fragen, denn Theobald war so versunken in Gedanken, daß er ihre erste Frage gar nicht gehört hatte. Jetzt fuhr er, wie aus einem Traum erwachend, empor, und sagte rasch: „Nein, Liebe, ich habe noch einen nothwendigen Besuch zu machen! Aber ich kehre bald zurück!"

„Wann?" fragte Lucilie seufzend.

„In einigen Stunden spätestens!" sagte ihr Gemahl unwillig.

„Und wohin gehst Du?" forschte Lucilie dringender.

„Aber dies ist in der That unleidlich!" rief Graf Theobald. „Du bist ja wie ein Inquisitionsrichter, Lucilie! Mein Gott, das ist ja eine unerträgliche Sclaverei, keinen Schritt unbeobachtet, ungefragt thun zu dürfen!"

„O mein Gott, es ist ja nur, weil ich Dich unbegrenzt liebe," seufzte Lucilie, „nur darum, daß mich Alles interessirt, was Dich betrifft."

„Auf diese Art wird aber die Liebe eine Last," sagte er rauh.

„O," sagte sie mit hervorstürzenden Thränen, „dann

wäre es besser, ich ginge in den Tod, wenn meine Liebe Dich belästigt!"

„Mein Gott, jetzt weint sie schon wieder!" rief Graf Theobald außer sich, und stürzte aus dem Gemach, Lucilie in Schmerz und Qual zurücklassend.

V.

Gräfin Adelaide.

Gräfin Adelaide bewohnte schon ihre Winterwohnung im Innern der Stadt, und es konnte keine Wohnung geben, die mit mehr Geschmack, Zierlichkeit und Eleganz eingerichtet war. Nirgends die Ueberladung zur Schau gestellter Pracht, oder ängstlicher Sorgfalt, die elegantesten, kostbarsten Meubles schienen nur da zu sein zum Comfort, als unumgängliche Nothwendigkeit, nicht zum Luxus, nur zur Bequemlichkeit, und selbst, was absichtlich geordnet war, trug immer noch den Anschein der Unabsichtlichkeit. Nirgends befand man sich auch darum so wohl und behaglich, als in den Abendzirkeln der Gräfin, deren Soiréen ein gesuchter Mittelpunkt der haute volée wie der Schöngeister, der Dichter und Künstler geworden. Und Gräfin Adelaide war in ihren Zirkeln der belebende, vermittelnde, ordnende Geist. Sie verstand die seltene Kunst, die Gesellschaft zu beherrschen, aber auf so anmuthige, geistvolle Art, daß Jeder sich dennoch frei fühlte und unbeherrscht, daß Jeder meinte,

freiwillig zu thun, wozu doch der Gräfin feiner Tact und zarte Weise ihn angeregt und getrieben. Man nannte die Gräfin deshalb überall eine liebenswürdige geistvolle Frau, und weil sie reich war, verzieh man ihr gern eine gewisse Freiheit des Benehmens, die man der Jugend und Schönheit, vorzüglich aber dem Reichthum leichter nachsieht, niemals aber der Häßlichkeit und Armuth verzeiht, — man verzieh es der Gräfin, oder man schwieg mindestens darüber, wenn sie in ihrem Umgang mit Männern sich mit jener Freiheit und Ungebundenheit zeigte, die man, in mißverstandenem Wahn, als das Prädicat einer „emancipirten Frau" zu betrachten pflegt. Gräfin Adelaide hatte den tollkühnen Muth gehabt, diese Fesseln des Herkommens und der Sitte abzustreifen und so zu leben, wie es ihrer Neigung, ihrer Leidenschaftlichkeit und Individualität zusagte, denn sie kannte die Welt hinlänglich, um sie zu verachten; sie kannte auch die Menschen, und wußte sie zu bestechen.

„Wie gefällt Ihnen der blonde, schöne Mann dort?" fragte sie einst in glänzender Gesellschaft ihre Nachbarin, eine alte vornehme Dame.

„Er ist in der That sehr schön!" sagte Diese, ihn lorgnettirend.

„Es freut mich, daß er Ihnen gefällt," erwiederte die Gräfin, mit ihrem Fächer spielend. „Es freut mich wirklich, denn er ist mein Liebhaber!"

Die alte Dame starrte sie sprachlos an. „Aber,“ sagte sie endlich, „fürchten Sie denn nicht dies zu gestehen?“

„Warum sollte ich dies fürchten?“ fragte Gräfin Adelaide. „Wem schadet es, wen beeinträchtigt es? Ob ich ihn liebe, oder nicht, — wer leidet darunter? Ich habe weder einen Gemahl, dessen Namen ich zu schonen hätte, noch ein Kind, dem ich eine tugendhafte Mutter sein dürfte. Ich bin allein, und deshalb lebe ich, wie ich eben mag!“

„Aber die Welt, was sagt die Welt dazu?“ fragte die alte Dame.

„Die Welt! Pah, die Welt! Ich gebe ihr einige Diners, ich habe alle Donnerstage ein offenes Haus, wo man sich amüsirt, mit einem Wort, ich mache ein Haus, und folglich ist die Welt sehr nachsichtig gegen mich! Um so mehr, Liebste, weil keine töchterreiche Mutter, kein heirathslustiges Fräulein mich zu fürchten hat!“

„Und warum nicht?“ fragte die alte Dame ganz verblüfft.

„Weil ich Niemandem einen épouseur wegkapere,“ lachte die Gräfin, „da ich verheirathet bin, seit Jahren gefesselt an einen Mann, dessen Namen ich zwar trage, der aber für mich so wenig existirt, als ich für ihn!“

„Arme, junge Frau, Sie sind also unglücklich ver-

heirathet?" rief die Dame, die seit vierzig Jahren in einer glücklichen Ehe lebte. „Ach, wie beklage ich Sie!"

„Ja wohl, beklagen Sie mich!" seufzte Gräfin Adelaide. „O, wäre ich vom Himmel begnadigt worden mit dem Segen einer glücklichen Ehe, ich würde Niemand geliebt haben, als meinen Gatten allein!"

Und die alte würdige Dame ging, um ganz gerührt ihren Freundinnen das Gespräch mit Adelaiden zu berichten. „O diese Frau wäre das Muster einer guten Ehefrau geworden," sagte sie gerührt, „ihr Mann hat sie verdorben, und sicher ist sie nicht so leichtfertig, als sie sich den Anschein giebt. Wer wirklich so leichtfertig ist, der sagt es nicht!"

So gereichte selbst Adelaidens große Aufrichtigkeit ihr zum Gewinnste, und weil sie keine Scheu trug, alle ihre Fehler und Schwächen zu bekennen, glaubte man sie tugendhafter und vollkommener, als sie selber sich den Anschein gab. — Aber inmitten dieses leichtfertigen, frivolen und üppigen Lebens hatte plötzlich eine ernste, tiefe Leidenschaft die schöne Gräfin überrascht und gefangen genommen; sie nannte das selber anfangs ein Unglück, und hörte damit auf, es ihres Daseins köstlichste Vollendung zu nennen. Ja, sie liebte den Grafen Theobald wirklich, und um so heftiger, weil er ihre erste, tiefere Neigung war. Sie, die sonst an allen Betheuerungen der Männer gezweifelt, all' ihre Liebesschwüre ver-

lacht und verspottet hatte, sie glaubte doch jetzt den Schwüren des Grafen Theobald, denn sie liebte ihn, und weil sie ihn liebte, wollte sie ihn auch besitzen, wollte sie sein Weib, seine Gattin sein. O, sie schwärmte schon von dem süßen, stillen Glück dieser Ehe, sie gelobte sich schon, ihrem Theobald die treueste, ergebenste, liebevollste Gattin zu sein; sie hatte schon alle diese frivolen, leichtfertigen und üppigen Gedanken weit hinter sich gelassen, und wollte nur für ihn, für ihren Geliebten noch leben, nur ihn beglücken, nur ihm gehören, und da kam Graf Theobald's Verlobung, um wie ein tödtender Blitz alle diese strahlenden Zukunftsphantasien zu zerstören und in Asche zu verwandeln, um zu grinsenden Larven zu verwandeln, was ihr ein lächelndes Menschenantlitz gedäucht, um ihre köstlichen Träume von Glück in ein elendes Ammenmährchen zu verwandeln, das sie belachen mußte, statt wie sonst es heilig zu halten in gläubigem Vertrauen. Gräfin Adelaide war anfangs ganz außer sich, ganz betäubt von diesem Schlage. Von dem einzig Einen, dem sie geglaubt, war sie betrogen worden, und nun richtete ihre ganze Vergangenheit sich vor ihr empor und schrie sie an mit grinsendem Spott, und belachte diesen kurzen Traum von Tugend und Liebesglück, nun standen alle diese frivolen und üppigen Gedanken und Lebensansichten wieder in ihr auf, sie zu verhöhnen mit ihrem Glauben, sie aufzustacheln mindestens zur

Rache, und Adelaide trocknete die Thränen von ihren brennenden Augen fort, und schwur mit gefalteten Händen und stammelnder Lippe, an dem Verräther sich zu rächen! Die glückliche, edle Liebe hätte sie retten können aus ihrem leichtfertigen Leben, aber die Liebe selber hatte sie verrathen, und nun stürzte Adelaide, Vergessenheit, Betäubung suchend, sich wieder in die geöffneten Arme der Lust, des Vergnügens, sie fühlte, daß sie nun rettungslos verloren sei, und deshalb sollte mindestens die Freude und das Vergnügen ihr den Blutpreis ihrer Verlorenheit zahlen. Früher war Adelaide leichtfertig, üppig, frivol gewesen aus Naturell, weil sie das Edle, Erhabene an sich und Andern nicht kannte, jetzt war sie es aus Princip, weil sie an das Edle, Erhabene nicht mehr glaubte; sie belachte jetzt ihre mädchenhaften Schwärmereien, ihre begeisterten Entzückungen, und aus dem zusammengestürzten Ideale setzte sie jetzt eine Marionette zusammen, sie zum Comödienspiel zu benutzen, und an ihrem menschlichen Behaben sich zu ergötzen. Ein verlornes Paradies beweinen, ist minder herbe, als den Glauben an dasselbe verloren haben! Adelaide aber glaubte nicht mehr an das Paradies und an den Himmel, sie glaubte nur noch an die Hölle, weil sie diese empfand in ihrer eigenen Brust, an die Welt, weil sie deren Freuden und Wonnen hinfort allein genießen und schmecken wollte. Sie glaubte auch noch an die Rache, und

dieser wollte sie dienen, diese wollte sie anbeten und verehren und im Geheimdienst dieser Göttin schwur sie, Theobald's Glück zu vernichten, und ihn sich wieder zu erobern! Diesen Entschluß einmal gefaßt, diesem unverrückten Ziele einmal entgegen strebend, that Gräfin Adelaide dies mit aller ihr eigenen Energie und Willenskraft, ging sie aus diesen innern Kämpfen und Martern hervor mit einem Herzen, gestählt gegen das Mitleid, verhärtet gegen das Erbarmen, die Welt verachtend, wie sich selber, ganz abgekühlt gegen alle Entzückungen, alle Illusionen, zerrissenen Herzens, aber diese Zerrissenheit verbergend unter einem anmuthigen Lächeln, dies innere Schreien der Qual dämpfend mit dem heitern Scherz, dem fröhlichen Lachen. — Niemand konnte es ahnen, welche Schmerzen noch kurz zuvor gewüthet in dieser Brust, deren halbverhüllte Reize jetzt die Blicke aller Männer auf sich zog, welche Thränen diesen Augen, gleich wilden Bächen, entströmt, diesen Augen, die jetzt so verheißend und lockend winkten, welche Klagen und Verwünschungen diese Lippen gestammelt, die jetzt nur zu heiterm Scherz und sinniger Rede sich öffneten, und wenn Gräfin Adelaide über des Grafen Theobald's unerwartete Verlobung sprach, war keine Spur in ihrem Antlitz zu lesen von den unheimlichen, rachedürstenden Empfindungen, die sie dabei durchwühlten, schien sie für des Freundes Wohl nur die freudigste Theilnahme, das

wärmste Mitgefühl zu empfinden. Sie war auf des Grafen Hochzeitsfest erschienen, um durch ihr freudiges, theilnahmvolles Wesen, durch ihre heitere Miene die letzten Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Freude und Theilnahme, die hier und da auftauchen möchten, zu ersticken. —

So war die Frau, in deren gefährliche Nähe sich jetzt Graf Theobald wieder wagen wollte; sie hatte sein ganzes Wesen genugsam ergründet, um zu wissen, welcher Art die Verlockung sein müsse, die ihn in ihre Nähe zurückführen müsse, und dieser Erkenntniß zufolge hatte sie ihr Billet an ihn geschrieben. Sie wußte, daß sein Stolz den Gedanken nicht würde ertragen können, Adelaiden als ein Feigling zu erscheinen, der es nicht wage in ihrer gefährlichen Nähe zu sein, und daß sie, wenn sie sich den Anschein gebe, noch an ihre Allgewalt über ihn zu glauben, darin das sicherste Mittel gefunden haben würde, ihn zu sich zurück zu rufen und seinen trotzigen Muth zu erwecken, mit welchem er ihr zeigen wollte, daß er weder ihre Nähe fürchte, noch an ihre Zaubergewalt über ihn glaube. —

Gräfin Adelaide war noch allein, als Graf Theobald in ihrem Salon erschien. Sie ruhte in nachlässiger, halb liegender Stellung auf einem der kostbaren und bequemen Polsterstühle, die in einem Halbkreis um den marmornen Kamin aufgestellt waren, und hatte die klei-

nen Füße gegen das zierliche Eisengeländer gestützt, das diesen umgab. Ein stilles Dämmerlicht herrschte in dem Salon, der nur dann und wann grell erleuchtet erschien durch die aufflackernden Flammen im Kamin, in dessen Gluthen Adelaide gedankenlos mit der künstlichen, antik geformten Zange spielte, die sie in der Hand hielt.

„Wirklich, Sie haben viel Muth, Theobald," sagte sie, ohne sich nach ihm umzusehen, oder ihre Stellung zu verändern, „sehr viel Muth, daß Sie es wagen mich aufzusuchen. Aber ich warne Sie, noch ist es Zeit! Kehren Sie um, da es noch Zeit ist! Erhalten Sie Ihrer jungen, schönen, zärtlichen Gemahlin den glühenden, tugendhaften Gemahl. Setzen Sie sich nicht an meine Seite, denn dies sind nichts als Zauberstühle, und haben Sie sich erst niedergelassen auf einem derselben, so wird Ihnen die Kraft fehlen, ihn wieder zu verlassen!"

„O, ich kenne eine Zauberformel, die diesen Bann, wie jeden andern löst," sagte Graf Theobald lachend, und setzte sich in den Lehnstuhl an ihrer Seite.

„Und diese Zauberformel ist?"

„Meine schöne, liebeheiße Lucilie!" sagte Theobald boshaft.

Auch nicht ein Zug in Adelaidens Antlitz ließ es errathen, wie bitter sie diese Bosheit gefühlt. Sie

fragte lachend: „Also immer noch in den Flitterwochen, Graf?"

„Immer," sagte er emphatisch, „und das Glück dieser Flitterwochen wird durch alle Jahre hinaus dauern!"

Sie sah ihn scharf an, und sagte dann, gelassen in der Kohlengluth schürend: „O, Sie wollen mich hintergehen! Ich kenne Sie aber zu gut! Sie sind viel zu sehr Weltmann, um nicht zu wissen, wie lächerlich man sich macht durch das laute Preisen ehelichen Glückes, und Sie riskiren dies Ridicüle jetzt nur, weil Sie mich hintergehen wollen! Nein, nein, Graf, Ihr hochgepriesenes Glück ist nicht beneidenswerth, denn an diesen goldenen Früchten des Paradieses nagt schon ein zerstörender Wurm!"

„Und dieser ist?"

„Die Langeweile, Graf," sagte sie kurz, und als er betroffen schwieg, fuhr sie fort: „ja, mein armer Theobald, Sie langweilen sich! O, Sie sind dieser Entzückungen und himmelstürmenden Liebesbegeisterungen ganz von Herzen überdrüssig, und alle diese köstlichen Melodien erscheinen Ihnen nur noch als höchst überflüssige, unharmonische Litaneien."

„O, Gräfin Adelaide ist also eine Seherin geworden," sagte Graf Theobald mit erzwungenem Lachen, „schade nur, daß die Clairvoyance immer nur als eine Krankheit behandelt wird, eine Krankheit, die meistens von

Liebeskummer erzeugt wird! Im Ernst, schöne Kranke, ich ahnete nicht, daß ihre Liebe zu mir so tiefer und bewältigender Art!"

„Dann zeigen Sie nur, wie kurzsichtig Sie sind," sagte sie ruhig. „Ich sagte Ihnen ja, daß ich Sie ewig lieben würde, und Sie sahen nicht einmal, daß ich ganz die Frau, die unverbrüchlich ihr Wort hält!"

„Sie gestehen also zu, daß Sie mich noch lieben?" fragte Theobald halb verwundert, halb belustigt.

Sie nickte bejahend mit einem komischen Ernst, und sagte kurz: „Und zwar von Herzen, und so sehr, daß ich Sie Ihrer schönen liebeheißen Lucilie abgewinnen möchte! Aber eilen Sie nur, Graf, zu meinen Füßen zurückzukehren, ehe dieser Platz von einem Andern eingenommen ist!"

„O, ein Nebenbuhler!"

„Sie gestehen also zu, daß Sie noch buhlen um meine Liebe?" fragte sie lachend. „Richtig denn, ein Nebenbuhler, und zwar einer, gegen den Sie nicht in die Schranken treten können, der alle Vorzüge vor Ihnen voraus hat!"

„Nun, auf dessen Bekanntschaft wäre ich doch neugierig!" sagte Graf Theobald verletzt.

„Er ist schöner, jünger, liebenswürdiger, geistvoller und reicher!

„Gott, ein wahrer Adonis!“ unterbrach sie Theobald ärgerlich.

„Wirklich, ein Adonis, und ich glaube fast, er wird mich bald von dieser unseligen Leidenschaft zu Ihnen geheilt haben!“

„Ich wünsche Glück dazu!“ rief der Graf höhnisch.

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie lachend, „und freue mich zugleich Ihrer Bescheidenheit, daß Sie vor einem so mächtigen Gegner sofort zurücktreten! Ja, Niemand, selbst Sie nicht, kann gegen den jungen Fürsten Casimir in die Schranken treten!“

„Fürst Casimir?“ rief Graf Theobald heftig.

„Ist der Liebhaber, dem Sie in meinem Herzen wahrscheinlich weichen müssen!“

„O, dieser eingebildete Geck!“

„Sie haben es ihm also immer noch nicht verziehen, daß er Sie bei der schönen Schauspielerin Charlotte verdrängt hat. O, wie eitel Sie sind! Aber ich sage Ihnen, das wird immer Ihr Loos sein, verdrängt zu werden, sobald Sie es wagen, sich mit ihm messen zu wollen!“

„Pah, das gilt doch den Versuch!“ rief Graf Theobald gereizt.

„Ich rathe Ihnen nicht dazu!“ sagte Adelaide trocken. „Er ist wirklich schöner und liebenswürdiger, ich sage Ihnen, Sie haben ihn zu fürchten!“

„Ich fürchte ihn nicht, und es soll ihm nicht gelingen mich zu verdrängen!"

„Doch hat er Sie in meinem Herzen fast schon verdrängt!"

„So werde ich wiederum ihn verdrängen!" rief Graf Theobald stolz.

„O, das wird Ihnen nicht gelingen!" sagte Adelaide lachend.

„Es gilt doch den Versuch!" sagte Theobald, das Haupt zurückwerfend. „Wie Sie kühn behaupten, mich bald wieder zu Ihren Füßen zu sehen, so wette ich, mir Ihre volle, ungetheilte Liebe wieder gewinnen zu wollen!"

„Ha, das ist drollig! Wirklich ein unterhaltender Scherz!" lachte die Gräfin, innerlich triumphirend über ihre gelungene List. „Sie meinen also, dem Fürsten Casimir mich wieder abwendig machen zu können?"

„Ich bin dessen gewiß!" sagte Graf Theobald.

„Und was wird Ihre schöne Gemahlin zu dieser Wette sagen?" fragte Adelaide, ihn scharf beobachtend.

„Ach, die!" sagte Theobald, sich vergessend, und dann sich rasch besinnend fuhr er fort: „ach, Lucilie weiß zu sehr, wie ganz und ungetheilt sie mein Herz besitzt, um nicht über jede kleinliche Eifersucht erhaben zu sein, oder solch leichtfertiges Spiel fürchten zu können!"

Aber dieser erste Ausruf war Adelaiden verständlich gewesen, und sie sagte: „Es gilt also den Versuch! Sie

wollen es wagen, mein Herz dem schönen Fürsten Casimir wieder abzugewinnen! Nun, wir werden ja sehen! Gelingt es Ihnen, so mag der schöne Casimir sein liebeheißes Herz Ihrer jungen Gemahlin zu Füßen legen! O, ich glaube, diese könnte sehr zufrieden sein, des Jünglings blühende Liebesgluth für Ihr verwelktes Herz einzutauschen. Im Ernst, Sie haben dies junge, zärtliche Kind betrogen um ihre erste Leidenschaft, und Sie sollten eilen Ihren Fehler wieder gut zu machen, und dieser jungen durstigen Seele einen Liebhaber zuführen, der besser als Sie dazu gemacht ist, ein so heißes junges Herz zu verstehen, und seine Gluth zu erwidern!

„Sie treiben den Scherz zu weit, Gräfin!“ sagte Theobald ernst.

„Ich scherze gar nicht!“ sagte sie trocken.

„In diesem Augenblick trat der Kammerdiener mit der silbernen Lampe ein, und meldete zugleich den Fürsten Casimir.

„Sehr willkommen, wie immer!“ sagte die Gräfin, und als der Diener dem Fürsten die Thür öffnete, schritt sie ihm mit einem bezaubernden Lächeln entgegen.

Und es war wirklich ein schöner Mann, dieser Fürst Casimir und eben so geistreich als schön, eben so leidenschaftlich als jung und reich. Er liebte die Gräfin Adelaide mit aller Gluth seines heißen Temperaments, aber er hatte schon Viele vor ihr mit gleicher Gluth geliebt

und das nannte die Gräfin den köstlichsten Vorzug seines Wesens, daß jede neue Liebe ihm eine erste Liebe war, daß er für jede frische Neigung die frische Begeisterung, die hinreißende Schwärmerei einer ersten Jünglingsleidenschaft empfand.

„O," sagte sie ihm oft, wenn er zu ihren Füßen saß, und die heißen Bekenntnisse seiner Liebe stammelte, „ach, Ihr Herz ist noch ganz unberührt, ganz jungfräulich. Alle diese Leidenschaften sind nur noch wie erquickender Thau über Ihr Herz hingeflossen, ohne einen Eindruck zurück zu lassen. Wer wird die ersten Vertiefungen, die ersten Wunden in dies jungfräuliche Herz schlagen?"

„Sie haben es gethan!" rief dann Fürst Casimir leidenschaftlich und küßte die schöne Hand Adelaidens.

Sie sagte kopfschüttelnd: „Nein, ich werde diesem Herzen keine Vertiefungen geben, denn Ihre Liebe zu mir ist nicht tief, nur ganz oberflächlich!"

„O, Sie sind in Wahrheit meine erste Liebe!" rief der Fürst.

„Ungerechnet die vielen ersten Lieben, die mir schon vorangingen," sagte Adelaide lachend. „Ach, wir sind Alle nur Vorspiele, und Ihre erste Liebe soll noch kommen!"

Eine dieser „ersten Lieben" war die Schauspielerin Charlotte gewesen, und es hatte allerdings seine Richtigkeit, daß bei dieser Graf Theobald von dem reichern und

schönern Fürsten Casimir war verdrängt worden, ein Umstand, der dem Erstern vielfache Spöttereien seiner Freunde zugezogen, und ihm eine Kränkung bereitet, die der stolze Graf dem glücklichen Fürsten Casimir nie verzieh. Und wiederum stand ihm jetzt dieser Fürst gegenüber, triumphirend und siegesgewiß, und von Adelaiden mit schmeichelhafter Zuvorkommenheit behandelt. Graf Theobald schwur sich, den stolzen Fürsten zu demüthigen und müßte er auch deshalb zu Adelaidens Füßen zurückkehren. Es war ein Wettkampf der Liebenswürdigkeit, der Zuvorkommenheit, der sich jetzt unter den beiden Herren erhob, ein Wettkampf, der mindestens den Vortheil hatte, die Zeit mit Windesschnelle dahin eilen zu machen, es war schon spät, als die beiden Herren sich endlich erhoben, und sich von Adelaiden beurlaubten.

„Ach, noch ein Wort, Graf!“ sagte Adelaide, Theobald zurückrufend, als dieser schon, dem Fürsten folgend, das Zimmer verlassen wollte. Er kehrte zurück, und sah sie fragend an.

„Es bleibt also bei Ihrer übermüthigen Wette?“ fragte sie.

„Es bleibt dabei!“

„Nun, gestehen Sie mindestens, daß Ihnen der Sieg fast schon selber als eine Unmöglichkeit erscheint, und daß Sie nur gegen ihn kämpfen aus Haß, weil er Ihnen die schöne Charlotte entriß.“

„Vergessen Sie aber nicht, Gräfin," sagte Theobald mit schneidender Kälte, „daß er sie mir erst entriß, nachdem ich sie schon besessen. O, dieser Fürst Casimir scheint wirklich eine Leidenschaft für meine abgelegten Sachen zu haben!"

Er verneigte sich vor ihr mit einem spöttischen Lächeln und verließ das Gemach.

Gräfin Adelaide schaute ihm nach mit erbleichtem Antlitz, und die kleine Hand zur Faust ballend, flüsterte sie ingrimmig: „Das sollst Du büßen!"

VI.

Frau und Freundin.

„Nun, dies war in der That mindestens ein unterhaltender Abend!" dachte Graf Theobald, als er Gräfin Adelaide verlassen, und wieder hinaus fuhr auf seine Villa. „Gott, es war mindestens eine pikante Unterhaltung! Nicht dies ewige Einerlei begeisterter Liebesversicherungen, oder thränenreicher Liebesklagen. Mein Himmel, es schaudert mir schon, wenn ich nur daran denke!"

Mit solchen Gedanken erreichte er seine Villa und als der Wagen hielt, sah er nicht ohne ein unheimliches Gefühl noch Licht im Salon.

„Lucilie ist also noch in ihrem Schlafzimmer," sagte er, „und es ist doch schon so spät!"

Langsam ging er die Stiegen hinauf, die zum Salon führten, als die Thüren desselben hastig aufgerissen wurden, und Lucilie im leichten Nachtgewand, bleichen, thränenüberströmten Angesichts, kaum im Stande das Licht in der zitternden Hand zu halten, ihrem Gemahl entgegen stürzte.

„O, mein Gott, mein Gott, bist Du endlich da!" ächzte sie tonlos, den Grafen krampfhaft umschlingend. Er trug sie erschreckt in den Salon zurück und fragte dann: „Lucilie, was ist geschehen? Was für ein Unglück? Was betrübt Dich so? O mein Gott, nur nicht dies Schweigen. Sage mir, was für ein Unglück ist es, um das Du weinst?"

„Ach, daß Du so lange fort bleiben konntest!" seufzte Lucilie, auf's Neue in Thränen ausbrechend. „Diese Angst, diese Qual war entsetzlich. Und welche furchtbaren Bilder waren es, die mich marterten! O, ich sah Dich vor mir, verstümmelt, todt, ermordet! O mein Gott, ich habe geschrieen, geseufzt, gebetet! Alles, Alles umsonst!"

Sie verhüllte mit einem Angstschrei, noch schaudernd von der erlittenen Qual, ihr Gesicht, und weinte laut.

„Nun, dies geht doch zu weit!" rief Graf Theobald, ärgerlich mit dem Fuße stampfend. „Das ganze Unglück besteht also lediglich darin, daß ich eine Stunde länger ausblieb, als Du erwartete hattest! Wahrlich

dies ist eine Albernheit, die fast die Grenzen des Möglichen übersteigt. Mein Gott, bin ich denn ein Kind, das Du am Gängelbande führen mußt, das Du, wie eine Amme, an Deinem Busen nähren und beaufsichtigen mußt, um es vor jedem Schaden zu behüten? Diese Art der Beaufsichtigung muß ich mir verbitten! Es ist die beste Art mich lächerlich zu machen, und dies mindestens muß ich Dir ernstlich untersagen!"

„O, Theobald!" klagte Lucilie, ihn innig anblickend, „Du vermochtest es, Dich Stunden lang von mir zu trennen, und ich soll nicht einmal weinen dürfen? Ich habe um Dich Stunden unendlicher Qual, trostlosen Jammers erduldet, und nun Du endlich mich zu erlösen kommst, hast Du nicht ein Wort, nicht einen Gruß der Liebe, o, nicht einmal Mitleid mit mir?"

„Pah, Mitleid mit so kindischer Thorheit!" sagte Graf Theobald rauh. Wer sich wie ein unartiges Kind beträgt, muß es sich auch gefallen lassen, wie ein Kind gescholten zu werden! Das ist also die Ruhe und der Frieden, den ich von dieser Ehe hoffte! Täglich neue Quälereien, neue Jammerscenen! O mein Gott, es ist zum Verzweifeln!"

„Allmächtiger Himmel," schrie Lucilie außer sich, „Du bist also nicht mehr glücklich! Du beklagst es, mich zu Deiner Gattin gewählt zu haben! O Theobald, mein

Geliebter, stoße mich von Dir, tödte mich, das alles ist besser, als daß ich Dich unglücklich mache!"

„Also wieder eine Scene!" seufzte Graf Theobald verzweiflungsvoll, und nahm das zitternde, weinende junge Weib wie eine unabweisbare Last ganz phlegmatisch in seine Arme. Ein Wort der Liebe, ein Ruf der Zärtlichkeit möchte sie besänftigt, ihre Leidenschaft erquickt haben, ihr Gemahl aber fand kein solches Wort, er hielt sie nur mechanisch in seinen Armen, und dachte, wie viel gemüthlicher, interessanter und pikanter doch die Stunden gewesen, die er heute an Adelaidens Seite verlebt, und als er Lucilien dann freundliche und zärtliche Worte sagte, als er ihre Thränen trocknete, und sie wieder lächeln machte, geschah es nur, weil er müde war dieses Jammerns und Weinens, weil es ihn verlangte nach Ruhe, nicht weil er ihr Ruhe geben wollte. —

Aber dieser erste Abend der Trennung sollte von gewichtigen Folgen sein. Graf Theobald hatte nicht umsonst den kecken Muth gehabt, sich wieder in Adelaidens Nähe zu wagen, der alte Zauber wirkte wieder, und die Gräfin hatte es kunstvoll verstanden, ihn mit neuen, wirksamen Mitteln zu versetzen, den alten Liebestrank mit pikanten, anziehenden Ingredienzen zu würzen. Den Fürsten Casimir aus Adelaidens Gunst zu verdrängen, und sie, die ihn bezwingen wollte, selber wieder zu bezwingen und zur Liebe zu zähmen, das war ein locken=

des Ziel, eine erwünschte Zerstreuung, die Graf Theobald um so freudiger ergriff, je mehr seines jungen Weibes Nähe ihn zu langweilen begann, der er um so bereitwilliger folgte, je mehr sein Haus ihm durch Luciliens Klagen verleidet ward. Aber wohl hatte sie Grund zur Klage, dies arme junge Weib mit ihrem heißen, liebebedürftigen Herzen, mit dieser glühenden Leidenschaft zu ihrem Gemahl, dessen sichtliches Erkalten ihr nicht mehr entgehen, über dessen verminderte Liebe sie sich nicht mehr täuschen konnte. O, wie manchen einsamen, trostlosen Abend hatte sie jetzt zu durchweinen, zu durchseufzen in der Stille dieses trostlosen, leeren Gemaches, während ihr Gemahl in dem Boudoir der Gräfin in sprudelnder Laune, mit blendendem Witze alle Quellen seiner Liebenswürdigkeit rauschen ließ, um Adelaiden zu gefallen und Fürst Casimir zu verdunkeln. Wie unterhaltend däuchte ihn dieser Wettkampf, mit welcher Ungeduld erwartete er jeden Tag den kommenden Abend, der ihn zu Adelaiden führte, wie war er an Luciliens Seite einsylbig, zerstreut, wartkarg, weil er alle sprühenden Funken seines Witzes, alle Glanzlichter seiner Liebenswürdigkeit mit eines Geizhalses Aengstlichkeit zusammen halten mußte neben seiner Gattin, um sie am Abend mit eines Verschwenders Freigebigkeit zu verprassen neben seiner Freundin. Und sicher waren diese Abendstunden an Adelaidens Seite interessanter als das Zu=

sammensein mit Lucilien. Ach, dieser fehlte es noch an Kraft, an Lebensklugheit, sie verstand noch nicht die Geschicklichkeit, den Kummer zu verbergen, die Thränen zu verschlucken; es war ihr erster Schmerz, und statt ihn schweigend hinab zu senken in die frische Wunde ihres armen zerrissenen Herzens, ließ sie ihn in unverhüllter Gewalt ihr jugendliches Antlitz durchfurchen, ihre Augen trüben und röthen, legte sie ihn als Märtyrerkrone um ihr gesenktes schönes Haupt, und betrachtete ihre wundgedrückte Stirne fast mit einer Art stolzer Dulderfreude. Lucilie wußte noch nicht, daß dem Gatten den durch ihn erlittenen Kummer zeigen, eben so viel heißt, oder ihm eben so viel bedeutet, als ihm Vorwürfe machen, und daß dieser stumme, lautlose Vorwurf rothgeweinter Augen, kummervollen Lächelns ihn nur erbittert, statt ihn zu erweichen; sie wußte noch nicht, daß Thränen in der Ehe wie der Mehlthau sind, der sich zerstörend auf die Blüthen ihres Glückes legt; sie glaubte noch, daß sie wie Himmelsthau neue Blüthen zu wecken vermöchten, und daß Seufzer ein aufrüttelnder Lufthauch für des Gatten eingeschlummerte Gefühle! Aber Graf Theobald gehörte zu den Ehemännern, die es ihren Frauen ni verzeihen, daß der Kummer, den sie ihnen bereitet, sie in der Gleichmäßigkeit und Freudigkeit ihrer eigenen Behaglichkeit stört, daß sie sie langweilen, statt sie zu erheitern. O, wie unleidlich dünkten Theobald diese langen einsa-

men Stunden des Vormittags, des Diners, in denen sein bleiches, schweigendes, leidendes junges Weib an seiner Seite saß, kaum im Stande seinem finstern Stirnrunzeln gegenüber ihre Thränen zu verbergen, seinen Mißmuth hinzunehmen ohne laute, verzweiflungsvolle Klagen. Lucilie war noch zu befangen in ihrem ersten Kummer, um die Mittel zu kennen, die ihn heilen konnten, ihr Herz hatte noch die Gewalt zu sehr über ihren Verstand, und statt zu denken, konnte sie nur noch empfinden. O man muß erst viel gelitten haben, die volle Jugendblüthe des Herzens muß erst gebrochen sein, ehe man erkennen kann, daß das Herz nichts weiter sein soll, als die Sonnenblume, die treu und gehorsam ewig ihr Antlitz der Sonne des Geistes zuwendet, und von dieser ihr Licht und ihre Kraft empfängt. Aber der Geist ist gemeinhin nur die Frucht der abgefallenen Herzensblüthe, und weil Luciliens Herz noch zu viel litt in heißem Jugenddrang, wußte sie es nicht, daß ihr Geist vielleicht mächtig genug dies Leiden zu besiegen. Sie langweilte ihren Gemahl, und das verzieh er ihr nicht, und deshalb eilte er um so freudiger jeden Abend zu Adelaiden, weil er gewiß war dort Zerstreuung, Anregung und Bewunderung zu finden. Adelaide täglich zu sehen, zu sprechen ward ihm bald eine Nothwendigkeit, ohne die er nicht leben mochte, und Adelaide verstand es, diese Nothwendigkeit stets neu zu beleben und

zu erwecken. Einmal ihn wieder zu sich herangezogen schien sie diese Fäden, mit denen sie ihn auf's Neue gefesselt, fallen zu lassen, und der seltsamen Wette gar nicht mehr zu gedenken, durch welche sie ihn auf's Neue an sich gebunden. Sie zeigte sich herzlich, vertraulich und von wohlthuender, erquicklicher Freundlichkeit.

„Kann ich nicht Ihre Frau sein, so will ich mindestens Ihre Freundin sein," sagte sie ihm einst mit einem gewinnenden Lächeln, und Theobald küßte entzückt die Hand, die sie ihm darreichte und sagte ganz freudig: „Lassen Sie mich ausruhen in dieser Freundschaft von allen Qualen der Liebe."

Man erzählt von einem alternden Hagestolzen, der manches Jahr hindurch mit dem Dämmern jedes Abends sein Haus verließ und eiligen, sehnsuchtsvollen Schrittes zu einer Freundin ging, die, unverheirathet, wie er selber, ihm durch langjährige Neigung verbunden und bei der er seine Abende hinzubringen pflegte. „Aber mein Gott," sagte ihm einer seiner Bekannten, „warum heirathen Sie denn nicht Ihre Freundin?" — „Sie haben Recht," sagte er, wie aus einem Traume erwachend, „warum heirathe ich sie nicht?" — Und er ging, seine Freundin zu fragen, ob sie von nun an seine Geliebte, seine Gattin sein möchte? — Sie sagte freudig Ja, und der Ehebund ward geschlossen. Aber wenige Tage vergingen, und der junge Ehemann zeigte sich traurig, verstimmt,

sobald der Abend herandämmerte ward er mißmuthig und unruhig, und sah verlegen bald nach der Uhr, bald nach seinem Hut und Stock, der unbenutzt dicht daneben stand.

„Du bist nicht glücklich?" fragte ihn seine Gattin, die frühere Freundin.

„O doch!" sagte er kleinlaut.

„Aber was schaust Du so ängstlich nach der Uhr?"

„Dies ist die Stunde, in der ich Dich sonst zu besuchen pflegte!" sagte er, wehmüthig lächend.

„Nun," lächelte sie zufrieden, „jetzt hast Du es bequemer, Du darfst nicht mehr den weiten Weg gehen, ich bin schon jeden Abend bei Dir!" —

„Ja," fragte er kleinlaut, „was soll ich aber nun anfangen mit diesen langen Abenden, da ich Dich nicht mehr besuchen kann?"

Und eben solche Nothwendigkeit ward es bald für Theobald, die Abende an der Seite seiner Freundin hinzubringen, ihr alle seine Pläne, seine Gedanken mitzutheilen, und für Alles ihren Rath, oder ihre Zustimmung zu empfangen. Adelaide wußte klug dies Netz immer fester zu ziehen, das sie um ihn gelegt, und triumphirend sagte sie sich selber: „O, ich werde nicht eher ruhen, bis ich ihm eine innere Nothwendigkeit, ein unabweisbares Bedürfniß geworden, und dann erst, wenn er glaubt mich nicht mehr entbehren, ohne mich nicht mehr leben

zu können, dann erst werde ich ihn verlassen! Ach, die Geliebte aufzugeben, das ist den Männern ein leichtes, willkommenes Spiel, aber die Freundin verlieren, das ist ihnen ein unersetzlicher, unermeßlicher Verlust, der sie zur Verzweiflung treiben kann."

VII.

Guter Rath.

Inzwischen hatte das junge Paar seine Wohnung in der Stadt bezogen, und die Winterfreuden, die Zerstreuungen und Feste nahmen ihren Anfang. Lucilie nahm Theil daran, weil ihr Gemahl es wünschte, aber sie zeigte sich kalt und theilnahmlos, einsylbig und still, so ward sie bald vergessen und unberücksichtigt gelassen. Stumm und unbemerkt saß sie oft diese langen, glänzenden Gesellschaftsabende in einem Winkel der prachtvollen, hell erleuchteten Salons, und wenn noch zuweilen irgend ein junger, von ihrer Schönheit angezogener Cavalier es wagte sie anzureden, wußte ihre Einsylbigkeit, ihre stolze Zurückhaltung ihn bald zu verscheuchen. Und diese der Welt verrathene Unbedeutendheit verzieh ihr Gemahl ihr schwerer noch, als ihr kummervolles, umdüstertes Wesen; daß sie in der Stille ihres Hauses um ihn weinte, das konnte er entschuldigen, denn indem es ihn langweilte, schmeichelte es doch seiner Eitelkeit; daß sie aber in der Gesellschaft als ein unbedeutendes, nicht beachtenswerthes,

vergessenes Wesen erschien, das konnte er seiner Gemahlin nimmer verzeihen, weil es seine Eitelkeit verletzte und ihn demüthigte. Lucilie, die arme, gebeugte Lucilie ahnete nichts von dieser neuen Kluft, die sie zwischen sich und dem immer noch geliebten Gemahl aufgerissen. Sie hatte es schon gelernt sich schweigend zu resigniren, aber Alles in ihr schrie nach Glück, und in ihres Kummers Einsamkeit dürstete sie verschmachtend nach Theilnahme, nach Mitgefühl. — So in Thränen aufgelöst, traf sie eines Morgens Gräfin Adelaide, die, innerlich triumphirend über die Qualen, welche sie der gehaßten Nebenbuhlerin, der sie hatte weichen müssen, äußerlich theilnahmsvoll und liebend, kam, Lucilien aufzusuchen.

„Sie weinen?" fragte sie mit jenem ihr eigenen warmen Ton herzlichen Mitgefühls. „Sie weinen, und sind doch so jung, so glücklich, so im Vollgenuß des Glückes?"

Und Lucilie warf sich laut weinend in Adelaidens Arme und erzählte ihr die rührende, thränenreiche und zarte Geschichte ihrer verscheuchten Liebe, ihres zertretenen Glückes, klagte ihr diese trostlose Oede ihrer langen einsamen Abende. Ach, sie wußte nicht, welchen Triumph sie derjenigen bereitete, die ihrer Leiden nächste Ursache, denn Graf Theobald hatte es stets vermieden ihr zu sagen, daß er jeden Abend bei Adelaiden sei, er hatte es

vermieden, anfangs aus einer Art Schonung für Lucilien, dann, weil Adelaide selber ihn darum ersucht.

Adelaide hatte der oft von Thränen und Schluchzen unterbrochenen Geschichte von Luciliens Leiden aufmerksam und anscheinend mit tiefem Mitgefühl zugehört, und als sie jetzt geendet und ihr Haupt matt und erschöpft an Adelaidens Schulter lehnte, sagte diese theilnahmsvoll: „Armes junges Weib! So ganz berufen zum Glück und doch schon unglücklich, und dies durch Ihre eigene Schuld!"

„Durch meine Schuld?" fragte Lucilie verwundert.

„Ja, mein theuerstes Kind; Ihre Unerfahrenheit allein ist es, die Ihnen diese Thränen, diesen Jammer giebt. Eine Ehe eingehen heißt, sich muthwillig an den Rand eines unermeßlichen Lebensabgrundes stellen, der entweder uns verschlingen, unsere Jugend, unser Glück zerschmettern muß, oder den wir weise und klug müssen auszufüllen und zu ebenen suchen durch Selbstbeherrschung, Mäßigung und Klugheit. Sie aber, Liebste, wollten mit lächelndem Muthe diesen Abgrund bergen unter lauter duftenden, üppigen Rosen, und weil sie sich nun an den Dornen die kleinen zarten Füße wund reißen, klagen Sie."

„Aber wie hätte ich es ändern, wie dies Mißgeschick abwenden können?" fragte Lucilie.

„Sie müssen ein wenig lernen die Waffen zu ge-

brauchen, die Ihnen die Natur verliehen hat," sagte Adelaide lächelnd. „Sie müssen coquett werden, und die Coquetterie, diese große Verbündete der weiblichen Hülflosigkeit muß Sie nie, auch in den Augenblicken der Leidenschaft, des traulichsten Beisammenseins, nicht verlassen. Sie müssen mit ihr zu Bette gehen, mit ihr aufstehen, sie muß Wache halten an Ihrem Putztisch, wie in Ihrem Schlafgemach, sie muß ein undurchsichtiger verhüllender Schleier sein, den Ihr Gemahl niemals zu zerreißen vermag, unter dem Sie sich vor ihm verhüllen mit allen Ihren Eigenheiten, Launen und Schmerzen."

„O," sagte Lucilie erröthend vor Unwillen und Scham, „wäre dies nicht eine Sünde? Bin ich nicht seine Gattin, und habe ich nicht als solche die Pflicht, ihm immer offen und wahr zu sein?"

Gräfin Adelaide sah sie mit erstaunten, fast verächtlichen Blicken an. „O," sagte sie dann, „ich vergaß, daß Sie auf dem Lande erzogen sind, fern von der Welt. O Sie armes, zu unschuldiges Weib, mit diesen Gedanken, noch duftend nach dem Pensionat, kommen Sie in dieser Welt nicht zu Glück und Frieden. Die Schule des Lebens ist eine andere, minder sentenzenreiche, aber practischere, als das Pensionat, und mit Ihren goldenen Lehren der Moral werden Sie in der Welt nur unglücklich werden."

„O, sein Sie meine Lehrerin und Meisterin," sagte

Lucilie, sich an sie anklammernd, „sagen Sie mir, was ich zu thun habe, um mir meines Theobald's Liebe wieder zu gewinnen!"

„Vor allen Dingen dürfen Sie ihm nicht zeigen, wie sehr Sie ihn lieben!" sagte Gräfin Adelaide lächelnd. „Die Männer sind alle kleinlicher, eigennütziger Art, und was ihnen unbedingt gehört, das werfen sie verachtungsvoll bei Seite. Sie müssen stets in Zweifel erhalten werden, stets fürchten uns zu verlieren, dann haben wir sie auf immer gewonnen, und selbst, indem Sie sich hinreißen lassen von Ihrer eigenen Leidenschaft, müssen Sie sich den Anschein geben, dies wider Ihren Willen, und nur mit Bedauern zu thun. Mit einem Wort, Sie müssen kalt und besonnen werden, kalt selbst in der Leidenschaft, und besonnen selbst im Feuer der Begeisterung, und vor allen Dingen dürfen Sie Ihren Gatten nicht ahnen lassen, daß er der Einzige ist, den Sie zu lieben im Stande sind; dies heißt die Waffen niederlegen in einem Kampf, der doch dauern muß so lange wir jung und fähig sind, Liebe einzuflößen und zu empfinden."

„Mein Gott," sagte Lucilie zitternd und angstvoll, „Sie nennen sich meine und Theobald's Freundin, und können mir rathen, ihn zu beschimpfen, die heiligen Bande der Ehe zu entweihen, und mich selber zu entehren?"

„Sie glauben also noch an dies alberne Mährchen

von der Ehe Heiligkeit? O, hüten Sie sich, diesen Kinderglauben der Welt zu verrathen, auf daß Sie nicht verlacht und verspottet werden! Liebes Kind, diese Art der Ehen ist ein Machwerk der Menschen, nur gemacht, Thoren damit einzufangen und Narren zu blenden!"

„O ich," sagte Lucilie tief durchdrungen, „ich glaube noch an die Heiligkeit der Ehe!"

„Und deshalb werden Sie die Liebe Ihres Gemahls verlieren!" sagte die Gräfin, „statt im Unglauben sich dieselbe zu erhalten und täglich neu sich zu gewinnen! Glauben Sie mir doch, Sie junges, unschuldiges Kind, glauben Sie der Freundin, die Theobald kennt, besser vielleicht, als Sie selber. Die Treue ist der gefährlichste Feind der Liebe, und der Mann, der Ihren Wankelmuth zu fürchten hat, der allein wird ewig zu Ihren Füßen liegen und um Ihre Gunst buhlen, und beglückt durch dieselbe sein. Erhalten Sie Ihren Gatten stets in der Furcht, er könnte durch einen Liebhaber verdrängt werden, und Sie sollen sehen, wie bemüht er sein wird, Ihnen zu gefallen. O, ein Liebhaber ist der Magnet, um immer aufs Neue den Gemahl anzuziehen, und ihn eifersüchtig machen, heißt ihn liebeglühend machen!"

„Dies ist eine traurige, unheilsvolle Lehre," seufzte Lucilie.

„Aber wahr und practisch!" sagte Gräfin Adelaide

aufstehend. „Denken Sie nach über meine Worte, und Sie werden finden, daß mein Rath der richtige war.“

Sie küßte Lucilie und bat, sie bald und oft aufzusuchen, und als sie dann ihren Wagen bestieg und sich in die seidenen Kissen zurücksinken ließ, sagte sie leise zu sich selber: „Diese Arzenei wird wirken! Diese Lucilie ist viel zu jung, um nicht wie Wachs zu sein, auf dem jede Berührung einen Eindruck zurückläßt. O ich will ihm aus diesem albernen, tugendhaften Kinde eine Coquette bilden, wie nur immer sie ihn hinlänglich martern und quälen kann!“

Als sie in ihrem Hôtel anlangte, fand sie dort den Fürsten Casimir, ihrer harrend.

„Schwören Sie noch, daß Sie mich lieben?“ fragte sie diesen. „Wollen Sie mir einen Beweis geben von ihrer Liebe?“

„Jeden, den Sie fordern können,“ sagte der Fürst leidenschaftlich.

„So machen Sie der kleinen Lucilie, Graf Theobald's junger Gemahlin, den Hof, und werden Sie ihr Liebhaber. Es wäre doch ein köstlicher Scherz, wenn Sie nicht blos bei seiner Geliebten, sondern auch bei seiner Gattin ihn verdrängten und ersetzten. O, dies wäre doch eine köstliche Ueberraschung, wenn eines schönen Tages der eitle Graf Theobald Sie in den Armen seines Weibes fände, wie einst in den Armen seiner Maitresse!“

„Und ist diese Lucilie schön?" fragte der Fürst.

„Schön und tugendhaft," sagte die Gräfin lachend. „Denken Sie, Fürst, daß sie schaudert vor der Idee, ihren Eheherrn zu betrügen, und daß sie die Ehe für ein heiliges, unantastbares Band hält."

„O, diese Idee wollen wir ihr benehmen!" sagte Fürst Casimir.

„Und Sie trauen sich im Ernst die Fähigkeit zu dies zu können?"

„Ich denke doch! Welcher Lohn aber wird mir, wenn mir dies gelingt? Welchen Lohn gewährt mir Adelaide, wenn ich diese junge Jugendheldin zähme, und ihr Herz ein anderes Gebot lehre, als das Gebot der Ehe? Adelaide, theuerste Adelaide, welchen Lohn empfange ich dann von Ihnen?"

„Jeden, den Sie fordern mögen!" sagte sie lächelnd.

VIII.

Ein Tröster.

Aber es bedurfte noch vieler, thränenreicher Tage, noch vieler Qualen und Schmerzen, ehe Lucilie in einer Art wahnsinnigen, verzweiflungsvollen Trostlosigkeit sich entschloß, der Gräfin Vorschlag als letztes Mittel in Anwendung zu bringen.

„Sie glauben also wirklich," fragte sie Adelaiden, „Sie glauben, daß ich ihn auf diese Weise zu mir zurück

führe? Sie glauben, daß es keine Sünde, ihn durch solche Mittel wieder anzuziehen und zu fesseln?"

„Im Gegentheil, Theuerste! In der Ehe gilt der jesuitische Wahlspruch: „der Zweck heiligt die Mittel," und wenn Sie durch solche Mittel der Coquetterie der heiligen Gemeinde der Ehemänner ein verlornes Schaf wieder gewinnen, so sind Sie ja eine Gesegnete des Herrn!"

„O Sie scherzen," seufzte Lucilie, „und ich möchte weinen, blutige Thränen weinen!"

„Um des Himmels willen, nur keine Thränen!" rief Adelaide. „Und warum auch wollten Sie weinen? Weil Sie ihrem Gemahl in der Ferne das bezaubernde Bild eines Liebhabers zeigen wollen? O, ein Liebhaber ist kein so übles Ding! Wir fangen damit an, ihn als Schild gegen einen treulosen Gemahl zu gebrauchen, und hören damit auf ihn zu lieben. Pah, es wird noch eine Zeit kommen, wo Sie erkennen mögen, wie sehr ein Liebhaber einem Gemahl vorzuziehen! Da ist nichts von der anmaßenden Tyrannei, der lächerlichen Selbstsucht und Sicherheit, der groben Ungenirtheit, durch welches Alles die Ehemänner uns so lästig werden! O, der Liebhaber, stets in der Furcht des Verlierens, ist immer ergeben, bescheiden, sclavisch gehorsam und durch den Wink unseres Auges schon beglückt!"

„Ach," sagte Lucilie leise, „wie freudig wollte ich mei=

nem Theobald dienen und ihm gehorchen, wenn er mir nur befehlen, nur meine Dienste annehmen möchte."

„Sie sind ein Kind!" rief Gräfin Adelaide lachend. „Aber Sie werden schon zu einem klugen Weibe erstarken! Nur Geduld! Also morgen, Theuerste, sehe ich Sie auf meinem Balle, eine wahre Anadyomene, dem Schaum und den Wellen des Schmerzens entstiegen, reigend und lockend."

Und dieses Morgen kam! Lucilie hatte den Tag über viel geweint, aber als der Abend herauf dämmerte, als sie sich erinnerte, daß in wenigen Stunden sie diese neue Rolle, diesen letzten Versuch wagen solle, da richtete sie in trotzigem Schmerz sich auf aus ihrer Trostlosigkeit, und sagte ganz gefaßt: „Von nun an will ich nicht mehr weinen! Adelaide hat Recht, Thränen helfen zu nichts! O, ich will lächeln und heiter scheinen, ich will diese Qualen hinunter würgen, und das Leben mit Leichtigkeit zu tragen suchen. O wie oft hat er mir gesagt, daß er meine Thränen, meine Klagen haßt, nun, von heute an soll er mich nicht mehr weinen sehen, und statt der Klagen, soll er nur heitere Witzesworte auf meinen Lippen finden!"

„Sie machte heute eine sorgfältigere und gewähltere Toilette, sie wollte durch ihre äußere Erscheinung gefallen und Aufmerksamkeit erwecken, und jetzt regte sich in ihr zum ersten Male der weibliche Instinct der Gefallsucht,

und dieser Instinct lehrte sie die Künste und Geheimnisse der Toilette. War sie bis dahin matronenhaft verhüllt erschienen, weil es ihr ein Unrecht däuchte einem fremden Auge die Reize zu zeigen, die ihrem Gatten allein gehörten, so ließ sie jetzt ihren schönen Hals, ihre feinen blendenden Schultern unverhüllt; statt des feinen Spitzenhäubchens war jetzt ihr kunstvoll geordnetes Haar mit Blumen geschmückt, Diamanten glänzten in ihren Ohren, an ihrer Stirn, und die zarte schlanke Gestalt, sonst in dunkle Sammetgewänder gehüllt, ward heute gehoben von dem weißen, mit Blumenbouquets verzierten Atlasgewande. Und als Lucilie nach vollendeter Toilette, jetzt vor der Psyche stand sich zu betrachten, da umspielte ein zufriedenes Lächeln ihre Lippen; sie durfte es sich nicht verhehlen, daß sie schön sei in dieser glänzenden, geschmackvollen Toilette, und mit einer Art stolzer Freude sagte sie: „Man wird mich mindestens nicht häßlich finden! Und ich will auch beachtet, bewundert werden!“

Mit der Sicherheit des gefaßten Entschlusses, des selbstbeherrschenden Wollens, mit glänzenden Augen und gerötheten Wangen ging sie jetzt hinab in den Salon, wo Theobald ihrer harrte, um sie zum bereitstehenden Wagen zu führen.

Es war etwas Ruhiges, Stolzes, Siegesgewisses in ihrer Erscheinung, das ihren Gemahl überraschte, und

ganz verwundert sagte er: „Wirklich, Lucilie, Du bist heute von blendender Schönheit!“

„O, von nun an sollst Du mich immer so finden!“ sagte Lucilie lachend, und nahm seinen Arm.

Es war eine glänzende Gesellschaft, die heute in den Sälen der Gräfin Adelaide versammelt war, die gewähltesten Toiletten, die hübschesten Gesichter waren hier zu sehen, aber Lucilie verdunkelte sie Alle, oder vielmehr, sie hatte den Reiz der Neuheit, des Pikanten für sich. Früher ganz schweigend, ganz zurückgezogen war sie jetzt plötzlich gleich einer Lichterscheinung aus einer dunkeln Wolke hervorgetreten, blendete sie jetzt um so mehr durch ihre glänzende Erscheinung, ihre Heiterkeit, ihre rosige Frische.

„Wissen Sie,“ sagte ihr eine ältere Dame, mit der sie früher unbeachtet in irgend einer Fenschernische, inmitten der glänzendsten Gesellschaft sitzend, viel geplaudert, „wissen Sie, daß man ganz erstaunt ist, Sie plötzlich so umgewandelt, so liebreizend und schön zu finden?“

„O, ich trug bis jetzt eine Larve,“ sagte Lucilie lachend, „denn ich war krank, leidend, litt an Heimweh, jetzt bin ich gesund, und zeige mein wirkliches Angesicht. Voilà tout!“

„Sie sind hinreißend!“ flüsterte ihr Gräfin Adelaide in's Ohr, als Lucilie, vom raschen Tanze des Mazurka ausruhend, athemlos sich in einem Sessel gelehnt. „Wie köstlich Ihre Wangen glühen, und Ihre Augen blitzen!

Gestehen Sie, daß es Ihnen schon Freude macht, zu gefallen! O, es war eine gute Arzenei, die ich Ihnen da verschrieb, und Sie gebrauchen Sie sehr gehorsam. Fürst Casimir schwört schon, daß Sie ein göttergleiches Weib sind."

„Und wer ist denn dieser Fürst?" fragte Lucilie zerstreut, denn ihre Gedanken waren mit ihrem Gemahl beschäftigt, der ihr gegenüber in einer Fensternische stand gedankenvoll und ernst. „Ob er an mich denkt, ob ihm meine Heiterkeit mißfällt?" fragte sich Lucilie. „Ob vielleicht schon diese Arzenei zu wirken beginnt, und er eifersüchtig wird?"

„Mein Gott," unterbrach Adelaide hier ihre stillen, fragenden Gedanken, „Sie kennen den Fürsten nicht, und tanzten doch eben mit ihm?"

„Er ward mir vorgestellt, aber ich verstand den Namen nicht, den man mir nannte!"

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen jungen Freund noch einmal vorstelle!" sagte die Gräfin, dem Fürsten, der in der nahen Salonthüre stand, winkend, und dann flüsterte sie rasch Lucilie ins Ohr: „Jetzt zeigen Sie sich in Ihrer ganzen Anmuth und Liebenswürdigkeit, denn ihr Gemahl beobachtet Sie!"

Und Lucilie empfing den Fürsten mit gewinnendem Lächeln und anmuthsvoller Freundlichkeit. Sie ging fröhlich und gewandt ein auf seine heitere Unterhaltung,

sie sprach lebhaft und anregend, und entdeckte zu ihrer eigenen Verwunderung in sich die Fähigkeit des Witzes, der Unterhaltung. Das amüsirte sie, regte sie an, machte ihr fast Freude, und nicht ohne Befriedigung sah sie, daß Fürst Casimir wie an ihre Seite gefesselt, und nur Aug' und Sinn für sie zu haben schien. Sie hatte heute Abend über sich selber die wunderbarsten Entdeckungen gemacht, und mit Staunen hatte sie erkannt, daß sie eine Andere sein könnte, als bisher, wenn sie nur w o l l t e.

„Und ich will!" sagte sie sich ganz entschieden. „Denn es gilt, mir Theobald's Liebe wieder zu gewinnen, und dann ist diese Art, den Schmerz zu besiegen, auch weit angenehmer als das Klagen und Weinen. Man zerstreut sich mindestens!"

Fürst Casimir führte sie zur Tafel; das machte ihr heimlich Freude, denn sie wußte, daß man sie um den schönen, gefeierten Cavalier beneiden würde, und zudem gefiel ihr seine Unterhaltung, sein leichtes, stolzes und doch zuvorkommendes Wesen. Sie zeigte sich heiter, und bald war sie es; sie schaute weniger nach jener Seite der Tafel, an der ihr Gemahl neben Gräfin Adelaide saß, sie dachte weniger daran, ob er sie wohl beobachte, und ihre große Freundlichkeit gegen den Fürsten mißfällig empfinde, — sie unterhielt und amüsirte sich wirklich. Fürst Casimir bat um die Erlaubniß, ihr sei-

nen Besuch machen zu dürfen, und erhielt sie. „Denn ich muß doch nun schon die einmal begonnene Rolle weiter spielen," dachte sie entschuldigend.

Als sie spät ermattet und erschöpft den Ball verließ, und sich in die Ecke des Wagens zurücklehnte, fiel es ihr diesmal gar nicht, wie sonst, schmerzlich auf, daß ihr Gemahl schweigend und still an ihrer Seite saß. Früher, wenn sie von diesen ihr langweiligen, trostlosen, schweigenden Gesellschaften zurückfuhren, wollte sie für solche Abende sofort in dem Alleinsein mit Theobald entschädigt werden, konnte sie es nicht begreifen, daß er einsylbig und still jetzt an ihrer Seite saß, während sie ihn noch kurz zuvor so heiter und gesprächig gesehen, und dann pflegte sie ihm Vorwürfe zu machen über sein Schweigen, seine Abgespanntheit. Heute war sie selber abgespannt, ermattet, und Graf Theobald dachte ganz freudig, daß er heute doch endlich einmal Ruhe habe vor diesen ewigen Quälereien.

„O," sagte Lucilie, als sie müde und schläfrig ihr Lager suchte, „das Leben ist gar nicht so schwer, wenn man es nur von der leichten Seite nehmen will!" Aber diese kurzen Glanzlichter der Freude waren schnell verbleicht, und als Lucilie am andern Morgen mit entnüchterten Sinnen erwachte, fühlte sie sich niedergeschlagen, verstimmt, unzufrieden mit sich selber, unzufrieden mit der

Rolle, die sie gestern Abend gespielt, und die ihr jetzt eine unwürdige, sündenvolle däuchte.

„Und Theobald wird mir zürnen," sagte sie, und mochte sich nicht gestehen, daß sie dies eigentlich hoffte. „Er war gestern Abend, als wir zurückfuhren, ganz still und einsylbig. O gewiß, meine auffallende Freundlichkeit gegen den Fürsten ist ihm zuwider gewesen, und er wird mich eine Coquette nennen! Ach, früher fürchtete ich seine Liebe zu verlieren, jetzt werde ich sie wirklich verlieren, und das durch meine eigene Schuld!"

Mit Herzklopfen und Bangigkeit ging sie ihrem Gemahl entgegen, als dieser kam, das Dejeuner mit ihr einzunehmen.

„Nicht wahr," fragte sie ganz beklommen, „Du zürnst mir, Du bist unzufrieden mit meinem Betragen gestern Abend?"

„Unzufrieden?" fragte er verwundert. „Im Gegentheil! Ich wollte Dir eben sagen, daß ich Dich niemals so liebenswürdig gesehen, als gestern! Du hattest endlich einmal dies larmoyante, trübselige Wesen abgeworfen, und zeigtest Dich so, wie es einer Dame von Welt und Rang geziemt, zu sein! Auch bin ich überzeugt, daß Du gestern allgemein gefielst, während man Dich sonst ganz unbeachtet ließ."

„Also auch nicht einmal eifersüchtig ist er!" sagte Lucilie, als sie wieder allein war, in bittere Thränen

ausbrechend, und zum ersten Male empfand sie eine Art von Unwillen, von gehässigem Zorn gegen den Gemahl, fühlte sie sich empört von Theobald's Gleichgültigkeit und Kälte, und während sie sonst nur klagte, daß sie seine Liebe nicht mehr zu fesseln im Stande sei, nannte sie ihn jetzt einen Gefühllosen, jeder heißen Empfindung Unfähigen.

In dieser Stimmung war sie, als Fürst Casimir gemeldet ward. Und jetzt dachte sie ganz trotzig: „Ich will ihn annehmen, ich will ihm freundlich sein! Es wird mir vielleicht doch mindestens gelingen, Theobald zu ärgern!"

Sie ging dem Fürsten freundlich entgegen, sie empfing ihn mit einem Lächeln, dessen Mattheit ihm unendlich reizend dünkte; er sah, daß sie geweint hatte, und ohne sich den Anschein zu geben, als gewahre er dies, wußte er auf eine zarte, schonende, theilnahmsvolle Weise diejenige Saite anzuschlagen, die ihrer Stimmung am wohltönendsten war. Er sprach von dem Unglück junger Frauen, die mit ihrem heißen gefühlvollen Herzen zu jung, zu früh, von irgend einem Manne getäuscht, diesem ihre Liebe zuwendeten, nicht ahnend, daß dieses Mannes Herz schon erkaltet, schon abgestorben sei. Er wußte als Beleg eine Dame seiner Bekanntschaft anzuführen; er schilderte in den lebhaftesten Farben das Mißgeschick dieses armen jungen Weibes, das mit ihrer vollen jugendkräf-

tigen Gefühlswärme nun gefesselt sei an den kalten, der Liebe abgestorbenen Gatten, und Lucilie hörte ihm zu mit brennenden Wangen und hochklopfendem Herzen, und Alles rief und schrie in ihr: o der versteht mich! der würde ermessen können, was ich leide, der würde nicht lachen über meine Schmerzen!

Dann sprachen sie von Musik. Lucilie liebte diese Kunst leidenschaftlich, und hatte ihre schöne, klangvolle Stimme zu großer Kunstfertigkeit ausgebildet. Aber Theobald's große Abneigung gegen die Musik hatte genügt sie verstummen zu machen, und so ruhte ihr Gesang seit ihrer Verheirathung völlig. Sie hatte dies oft als eine Entbehrung empfunden, es war ihr ein Opfer gewesen, das sie aber in ihrer Opferfreudigkeit gerne dargebracht, so lange sie Theobald leidenschaftlich liebte, jetzt aber zürnte sie ihm, und nun dünkte es sie eine Tyrannei, daß er sie einen Genuß egoistisch wollte entbehren lassen, den sie zu ihren Lebensfreuden zählte. Es war ihr eine Erholung, ein Trost, endlich einmal von ihrer Lieblingskunst sprechen zu können, eine Seele zu finden, die, gleich der ihren, diesen Zauber des Gesanges verstand und anerkannte. Sie war so lange zum Schweigen verdammt gewesen, daß sie ganz erleichtert aufathmete in Gesangeslust, und, ihren lange geschlossenen Notenschrank öffnend, dem Fürsten ganz freudig angeregt die Schätze zeigte, die er enthielt. Er kannte den größten Theil dieser

Musicalien, er wußte schön und begeistert über Musik zu sprechen, und ihre Lieblingsmeister gehörten auch zu den seinen.

„O, das ist schön,“ sagte Lucilie ganz kindlich froh, „wir wollen mit einander singen! Diese herrlichen alten Duette von Sacchetti und Cimarosa sehen mich ganz traurig an, weil sie so lange von mir vergessen worden. Jetzt sollen sie aus ihrer Gefangenschaft befreit werden! Wir wollen ihnen wieder Leben und Klang geben!“

„Das wollen wir!“ rief der Fürst, ganz freudig auf ihren Vorschlag eingehend und den Flügel öffnend. Und sie sangen! Diese beiden frischen, jugendkräftigen, vollen Stimmen paßten ganz köstlich zu einander, es war ein harmonisches Jauchzen und Jubeln in diesen beiden vereinten herrlichen Stimmen; Lucilie fühlte sich wie getragen von innerer Gluth und Begeisterung, ihr Gesang war wie das Jubellied eines Befreiten, ihre Wangen glühten, ihre Augen brannten, und mit staunender Bewunderung lauschte der Fürst diesen wunderbaren Klängen, die ihn entzückten, fortrissen. Es ist aber nichts gefährlicher für ein Weib, als in harmonischem Einklang, in melodischer Wechselwirkung den Zauber der Musik mit einem Manne zu theilen, der nicht ihr Gatte ist, weil nichts eine verlockendere, berauschendere, heimlichere und doch dem Singenden verständlichere Sprache enthält, als der Gesang, als dies Zusammenschmelzen zweier Stimmen

in Eine, dies zärtliche Kosen, dies Fliehen und Wiederfinden, das gerade im Duett am grellsten hervortritt. Ein Ehemann, der seine Gattin liebt, sollte nimmer leiden, daß sie mit einem Andern Duette singt, denn dies gemeinschaftliche Singen, dieses Umarmen, dies sich Aneinanderdrücken zweier Stimmen, dies zur melodischen Wechselwirkung zweier zu Einer verbundenen Stimmen, dies Flüstern und Seufzen, dieses Hauchen und Athmen küssender Töne, es ist eine gefährlichere, reizvollere Verführung als die süßesten Worte, die leidenschaftlichsten Erklärungen. So lange das Weib mit Deinem Nebenbuhler singt, gehört sie ihm, ist sie Eins mit ihm in ihrem innersten Wesen, ist ihre Seele Dir entfremdet und ihm zugewandt, und dies um so mehr, wenn Du selber nicht diese Entzückungen theilst, nicht musikalisch bist. Je mehr sie die Musik liebt, wird sie, wenn sie singt, Dich mißachten, weil Du diese Liebe nicht theilst, wird sie diesem Andern sich zuwenden, der sie versteht und begreift!

Und Lucilie sang mit dem Fürsten und verabredete eine Stunde, in der sie täglich mit ihm singen wollte. — Sie fühlte sich ganz glücklich, ganz aufgeheitert, und als Fürst Casimir sie endlich verlassen, sagte sie ganz glücklich: „O, nun werde ich wieder viel singen! Und ich will auch glänzen mit meiner Stimme! Wenn mich Theobald nicht mehr liebt, will ich ihn mindestens zwingen,

eitel auf mich zu sein! Er soll mindestens sehen, daß ich Beachtung, Anerkennung verdiene!"

Lucilie stand am Rande eines Abgrundes, und Niemand war da, sie zu warnen; sie war ganz allein mit ihren sechszehn Jahren, ihrem heißen, von ihrem Gemahl verschmäheten Herzen, ihrer Sehnsucht nach Glück und Liebe, und ihrer erwachten Eitelkeit und Gefallsucht.

Niemand stand ihr warnend, rathend zur Seite! Wo war sie denn, ihrer Jugend rathende und leitende Gespielin, sie, die treue, liebende, ermahnende Schwester? Wo war Leokadie?

IX.

Leokadie an Katharina.

„Du hast es mir bei dem Andenken an Deine Mutter geschworen, Katharina, niemals mein Geheimniß zu verrathen, und ich weiß, Du hältst Deinen Schwur! O, wie mich das glücklich macht, ein menschliches, geliebtes Wesen zu wissen, vor dem ich zuweilen meine belastete Brust erleichtern, dem ich mein Herz enthüllen, und die Schmerzen, die darin wühlen, sehen lassen kann! Schmerzen? Zuweilen ist es mir, als leide ich gar nicht, als sei mein Leben ganz befriedigt, ganz ausgefüllt, und ich nenne mich dann eine Thörin, vom Schicksal noch mehr verlangen zu wollen, als es mir gegeben! O, das Schicksal ist nicht ungerecht, es legt Nieman-

dem größere Lasten auf, als er im Stande ist zu tragen, — auch ich finde die meine nicht zu schwer, ich bin nicht muthlos. Leonce liebt mich nicht, das ist eine bittere, schmerzvolle Wahrheit! Aber ich darf ihn doch lieben, o, ich darf ihn zu meinem Gott, meinem Herren, zu meines Lebens köstlichstem, einzigstem Inhalt machen, ich darf für ihn leben, und ich fühle, ich würde, wenn es sein muß, mich auch für ihn opfern können! O, es muß schön sein, für ihn zu sterben, schweigend und still für ihn in den Tod zu gehen, seine Hand an die Lippen zu drücken, und nur ganz leise, ganz unhörbar im Herzen es zu sagen: ich sterbe für Dich! — Denn das ist kein Opfer, das als Opfer erkannt werden soll, das ungekannte Aufgeben, das ungesehene Losreißen, das ist ein Opfer, wie nur die Liebe es zu bringen vermag? O mein Gott, diese Liebe ist mit mir gewachsen, mit mir schon geboren worden, meine Mutter hat sie mir vererbt, die Liebe, die sie für den Vater empfunden, sie hat sie auf mich übertragen für den Sohn, nur daß sie sich geliebt wußte, nur das ist der Unterschied! Ist dieser so groß? Ich weiß es nicht, weil ich das Glück des erwiderten Gefühls nicht kenne, weil ich nichts weiß von diesem harmonischen Ineinanderklingen zweier zu Eins verbundener Wesen! Ich gehöre nur ihm, er nicht mir! Und wenn meine Seele mit allen ihren Regungen, mein Herz mit allen seinen Fibern ihm entgegen schlägt, so

muß ich mich still verhüllen in die Schleier der Resignation und mein Haupt beugen unter dieser Wolke, die ewig, ewig über mir hängt. O es giebt nur wenige Momente, wo mir dies fast unmöglich scheint, wo mein Gefühl fast zu mächtig ist, um zu schweigen. So war es vor wenigen Tagen, als Leonce vor meinen Augen von dem tollen wilden Rosse, das er bändigen wollte, abgeschleudert ward, und sein liebes, theures Haupt an einem Steine blutig stieß. Ich eilte zu ihm hin, und Katharina, in diesem Augenblicke segnete ich fast die tiefe Ohnmacht, die seine Sinne befangen hielt. O, ich durfte endlich einmal weinen über seinem geliebten, theuren Angesicht, ich durfte diese Lippen küssen, diese Augen, Niemand war da, es mir zu wehren, Niemand, auch mein Stolz nicht! O, das war ein schöner Moment, und mir ist, als gehörte ich ihm seitdem noch inniger an, als sei ich ihm noch unauflöslicher verbunden! Ich habe seine Lippen geküßt, und mit diesem Kusse gelobte ich mir für ihn zu leben, für ihn zu sterben! Vielleicht, daß, wenn nicht mein Leben, doch mein Tod ihm einmal nützen kann! Dies ist eine Ahnung, die mich nie verläßt, die wachend und träumend mich begleitet, und — daß ich es Dir nur gestehe, — die mich glücklich macht! Für ihn mich hinzugeben an den Tod, ihm mein Herzblut zu opfern, es endlich einmal frei und erleichternd für ihn ausströmen zu lassen dies Herzblut, das jetzt

immer stockt und nur heimlich rauschen und klagen darf! Nur ganz heimlich! Denn Leonce würde es nicht ertragen, zu wissen, daß ich ihn liebe, er würde sich den Anschein geben, meine Gefühle zu theilen, meine Liebe zu erwidern, er würde mich bemitleiden, und an seinem Mitleid würde ich vergehen vor Scham! Nein, ich konnte meinem Herzen nicht gebieten, sich dieser Liebe zu verschließen, aber zu schweigen, sich stumm zusammenzufassen mit seinen Qualen, sich ungesehen zu verbluten, das kann ich ihm gebieten, und darin muß es meinem ernsten Willen gehorchen. O, nur kein Gegenstand des Mitleids für den sein, den man liebt! Mitleid hat immer einen Stachel der Verachtung in sich; hochachten aber soll er mich und mir vertrauen, deshalb darf er nicht ahnen, daß ich leide, deshalb muß er mich immer gleichmäßig ruhig und besonnen finden! O, und bin ich nicht vor Tausenden beglückt? Ich lebe an seiner Seite, ich darf für seine kleinen Bequemlichkeiten Sorge tragen, darf in seinen Blicken lesen, was ihm angenehm und lieb ist, darf still ihm aus dem Wege räumen, was ihm Verdruß oder Sorge bereiten könnte, darf seine kleinen Gewohnheiten errathen, seinen Wünschen entgegen kommen und, wenn nicht das Glück, doch mindestens Behaglichkeit und Ruhe um ihn her verbreiten! Ist das nicht schon ein Glück, für ihn sorgen zu können? Und dann, Katharina, habe ich nicht zu meinem Troste

die Hoffnung? Kann nicht eines Tages, eines schönen, köstlichen Tages dies Alles anders werden, und für mich zum schönsten Glück sich gestalten? Kann nicht diese hoffnungslose Liebe in ihm endlich ersterben und sein Herz sich mir zuwenden, mich begnadigen mit seiner Liebe? O mein Gott, ich bin noch so jung, ich kann warten! Vielleicht kommt auch für mich noch ein Tag des Glückes! Ja, ich fühle es, ich weiß es, mein Tag wird kommen!"

Als Leokadie dies schrieb, füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie legte die Feder bei Seite, und sagte leise, aber mit schneidendem Wehelaut: „Niemals! niemals!" — Als sie aber draußen ihres Gemahls Stimme vernahm, verschloß sie rasch den Brief, trocknete die Thränen fort, und schritt dem Baron entgegen mit stillem, heiterm Angesicht. Sie hatte ihn seit einigen Tagen nicht gesehen, er war auf einer großen Jagdparthie in der Umgegend gewesen, und kehrte jetzt zurück. O wie jauchzte und schrie ihr Herz ihm den Willkommensgruß entgegen, während sie äußerlich ruhig ihm nur die Hand darreichte. Baron Leonce küßte flüchtig ihre Fingerspitzen, und geleitete seine Gemahlin dann schweigend zum Divan, auf dem er neben ihr Platz nahm.

„Und waren Sie glücklich auf der Jagd, Leonce?" fragte Leokadie, während sie eine Tapisserie nahm und zu arbeiten begann.

„Glücklich?“ fragte er. „Sind Sie so grausam, das ein Glück zu nennen, was lebenden Geschöpfen Tod bringt?“

„Nun, der Begriff des Glückes ist relativ,“ sagte Leokadie mit erzwungenem Lächeln.

Baron Leonce seufzte, und sagte gedankenvoll, wie zu sich selber: „Freilich wohl! durch eine geliebte Hand getödtet werden, kann ein Glück genannt werden, ist minder hart, als von ihr hinaus gestoßen zu werden in das Leben!“

Er blickte starr, verloren in trübe, unheilsvolle Erinnerungen, vor sich hin, und schien Leokadiens Nähe ganz vergessen zu haben. Sie aber, sie dachte und sah nichts als ihn, sie ließ die Arbeit unbeachtet in ihren Schooß gleiten und schaute theilnahmsvoll in sein bleiches, schmerzdurchzucktes Antlitz.

Sie wußte, daß er ihre Nähe ganz vergessen hatte, und deshalb saß sie unbeweglich, kaum athmend da, um ihn auch nicht durch das kleinste Geräusch zu stören, oder an ihr Dasein zu erinnern. Es war eine traurige, trostlose Stille in diesem glänzenden Salon, nur die kostbare Wanduhr unterbrach mit ihrem gleichmäßigen Pendelschlag dieses öde Schweigen, als wolle sie die Leidenden trösten mit dem Bewußtsein, daß die Zeit und das Unglück langsam, aber sicher sich abrolle. Endlich schien Leonce wie aus einem Traum zu erwachen, und sofort

nahm Leokadie ihre Stickerei wieder zur Hand, und schien eifrig zu arbeiten.

„O Verzeihung, Theuerste,“ sagte er, ihr die Hand darreichend, „Verzeihung, daß ich einmal wieder in meinen alten Fehler des Schweigens verfallen bin! Wirklich, Leokadie, Sie sind zu nachsichtig, zu gütig! Sie ertragen meine Unarten mit beispielloser Geduld, und zürnen mir niemals! Aber freilich, diese Geduld ist eine Folge der Gleichgültigkeit. Einem Manne, den Sie liebten, könnten Sie dies Schweigen nimmer verzeihen!“

„Wie Sie,“ unterbrach sie ihn, „einer Geliebten meine Kälte und Ruhe auch niemals vergeben könnten! Aber gleichgültig dürfen Sie mich deshalb nicht nennen, Leonce! Sie wissen es wohl, daß ich Ihnen zugethan bin mit der Neigung einer Freundin, einer Schwester!“

„O ich weiß!“ sagte er innig. „Und glauben Sie nicht, daß ich blind für Ihre zarte Sorge, Ihre milde Schonung, die über mir wacht mit eines Engels Geduld und Sorgsamkeit! O, diese Ihre stille, erbarmende Theilnahme, sie ist ja meines armen, freudlosen Daseins einziger Trost, einzige Erquickung, sie macht, daß ich mich minder zerrissen, minder unglücklich fühle, ja, daß ich mit dem Leben mich wieder auszusöhnen beginne, und es erkennen lerne, daß auch die Resignation noch ein stilles, wenn auch schmerzensreiches Glück in sich schließt!“

Leokadiens Augen strahlten, während er so sprach,

in ihrem köstlichen, eigenthümlichen Glanz, und aus ihren Zügen leuchtete eine erhabene, göttliche Freude.

„Wirklich,“ sagte sie dann, „wirklich, Leonce, ich bin Ihnen also nicht zur Last, meine Gegenwart beschwert, stört Sie nicht?“

„O mein Gott, durften Sie nur einen Moment dies denken?“ fragte er erschrocken. „Zeigte ich mich wirklich so barbarisch und roh, daß Sie dies glauben konnten?“

„Nein,“ sagte sie herzlich, „Sie waren immer gut gegen mich. Aber mir fehlt der Instinct der Liebe, der mich würde erkennen lehren, was Ihnen lieb, was Ihnen angenehm, der mir sagen würde, wie ich Sie trösten, Sie glücklich machen könnte.“

„Sie haben dafür den Instinct der Güte, und der leitet Sie richtig, der macht Sie mir zu einer wohlthuenden Fee, die mit linder Hand meine Wunden verbindet. Ach, die Liebe, was sollte mir die Liebe eines Weibes, da ich sie nicht erwidern, nicht theilen kann? O das wäre eine Last, eine unerträgliche Qual, die zu erdulden ich unfähig sein würde, und deshalb fühle ich so dankbar in Ihnen diese Größe der Wahrheit, mit der Sie mir frei und unverhüllt sagten, daß Sie mich nicht liebten, daß ich Ihnen nimmer etwas Anderes sein könne, als ein Bruder. O, wie sehr haben Sie mir durch dies offene, freimüthige Bekenntniß die Last eines Lebens erleichtert, zu dem ein theures, grausames —“

Hier stockte Leonce und schwieg. Leokadie sah ihn groß und still an, und sagte dann ruhig: „Warum verstummen Sie, Leonce, warum vermeiden Sie es, vor mir den Namen zu nennen, der doch Tag und Nacht auf Ihren Lippen schwebt? Bin ich Ihres Vertrauens nicht werth, und verschmähen Sie so ganz diesen letzten und einzigen Trost des Unglücklichen, einer befreundeten Seele sein Leid und seinen Kummer klagen zu können? Sie nennen mich Ihre Freundin, Ihre Schwester, und wollen mich doch nicht Theil haben lassen an Ihren Schmerzen?"

Leonce küßte mit einem lebhaften Ausdruck des Dankes ihre Hand, und sagte fast freudig: „O, Sie sind eine Heilige, Leokadie! Wie gerne hätte ich lange schon sprechen, Ihnen mein Leid klagen mögen!" Aber mit Gewalt drängte ich das Wort zurück!"

„Und warum?" fragte sie anscheinend befremdet. „Sie konnten nicht denken, daß mich das verletzen würde! Darf die Freundin nicht die Vertraute Ihrer Liebe sein? Und daß diese Freundin Ihren Namen trägt, daß sie vor der Welt Ihnen angehört, kann das einen Unterschied machen? O mein Freund, die Welt hat ja nichts zu schaffen mit unserm stillen, verschwiegenen Gemach. Da draußen repräsentiren wir, was wir nicht sind, hier aber, in der Verschwiegenheit dieser Mauern, lassen Sie uns frei und unbehindert sein, was wir uns sind, und

aller Convenienz ledig, im freien Vertrauen das ersetzen an Freundschaft, was das Geschick uns versagte in Liebe!"

„Wohlan," sagte Leonce, „von nun an soll Alles klar und vertrauensvoll zwischen uns sein, Sie kennen zum Theil die traurige Geschichte meiner Liebe, von nun an will ich meinem Herzen den Trost gewähren, sich vor Ihnen in Klagen zu ergießen!"

Leokadie neigte ganz still und ergeben ihr Haupt, sie war bereit, ihr zuckendes Herz geduldig auf den Opferaltar zu legen, und ohne Seufzer diesen Klagen um eine fremde Liebe zuzuhören!

„O," sagte Leonce, „wenn Sie sie gekannt hätten, dies edle, stolze, duldensstarke, herrliche Weib, wenn Sie meine Aurelia gesehen hätten, wie ich zum ersten Male sie sah, in der vollen, prangenden Schönheit ihrer Jugend!"

„Sie kannten Sie schon lange?" fragte Leokadie matt.

„Nein, ich lernte sie kennen erst vor einem Jahr. Sie wissen, daß ich nach dem Tode meines Vaters, nach unserer Verlobung eine Reise unternahm, und erst auf dieser sah ich in Wien sie, meine Aurelia, die Fürstin Dalkow. O, damals war sie ein stolzes, kühnes, junges Weib, das trotzend mit ihrem Schicksal, es nicht fühlen wollte, daß sie unglücklich, darbend an Glück sei, daß sie auch diese große, unermeßliche Sehnsucht nach

Liebe in sich empfand; die fühlend das kalte Gefühl ihrer Pflicht über ihr Herz legte, und gelassen sagte: es schlägt gar nicht dies arme Herz! Ihre stolzen, durch eigenes Verschulden verarmten Eltern hatten sie gezwungen, dem alternden Fürsten Dalkow ihre Hand zu reichen, oder vielmehr sie hatten ihr einziges Kind dem rohen Wüstling verkauft, sie hatten es erbarmungslos zum Altar geschleppt, und den Schrei ihrer Qual hatte der bestochene Priester für das bindende Ja genommen! Aber es war nun einmal geschehen, das unzerreißbare, fesselnde Band war nun einmal geschlossen, und Aurelia richtete sich auf aus ihrer Qual, und beschloß zu leben, mit starkem, willenskräftigem Muthe ihr Unglück zu überwinden und mit dem Unglück zu ringen! Konnte sie nicht glücklich sein, so konnte sie doch glücklich machen, konnte die armen, gedrückten Unterthanen ihres Gemahls schützen gegen seine Tyrannei, seine schonungslose Härte, konnte seinem Fluche ihren Segen entgegen setzen, konnte die Thränen trocknen, die er erpreßt! Sie ward ihrer Unterthanen helfender, schützender Engel, und Aurelia sagte: „Ich nütze, ich bin meinen Unterthanen unentbehrlich! Ich lebe also nicht umsonst, bin nicht umsonst geopfert worden!“ Das machte sie lebensmuthig, gesund und heiter! So lernte ich sie kennen, so sah ich sie vor mir in dem Glanze ihrer reinen, jungfräulichen Schönheit, und so wird sie ewig in meinem Herzen leben!“

Leonce schwieg und starrte überwältigt in das leere Nichts, als sähe er sie dort vor sich in ihrer Schönheit und Lieblichkeit.

„Und weiter?“ fragte Leokadie matt.

„Weiter!“ sagte er zusammen schreckend. „Ach, was wollen Sie, ich war zu schwach, diesem Zauber zu widerstehen, vergebens sagte ich mir, daß diese Liebe eine hoffnungslose, verbrecherische, ich hatte keine Kraft ihr zu widerstehen, Vernunft, Bewußtsein, Ehrgefühl, Alles dies fühlte ich in mir ertödtet diesem einzigen, göttlichen Gefühl gegenüber! Ich liebte sie, dies herrliche, stolze Weib, das vor mir einher schritt in der Würde und dem Heiligenschein ihres Unglücks, ich liebte sie mit all' dem Wahnsinn, der Kraft und Unbezwinglichkeit einer ersten Liebe! — Aber was ist Ihnen, Leokadie, Sie werden bleich? Mein Gott, Sie sind unwohl!“

„O nein, es ist nichts!“ sagte Leokadie, sich mühsam zusammen raffend, „es geht schon vorüber! Der starke Duft der Orangen dort hat mich nur betäubt! Und Aurelia? Sie erwiderte ihre Neigung? Sie sagte Ihnen, daß auch sie dieser Allgewalt der Liebe unterlag?“

„Ein Zufall entriß ihr dies Geständniß! Es war in Ungarn, auf einem der Güter ihres Gemahls. Er hatte dort zur Feier ihres Geburtstages eine glänzende zahlreiche Gesellschaft aus Wien geladen, Jagden wech-

selten mit Bällen und Diners, und auf einer dieser Jagden war es, daß ein angeschossener Eber plötzlich aus dem Dickicht hervor auf mich zustürzte, und mich zu Boden riß. Da hörte ich sie mit einem wilden Angstschrei, o mit einem Ton, wie nur die Liebe ihn kennt, meinen Namen rufen, dann schwanden meine Sinne. Als ich erwachte, befand ich mich neben ihr im verschlossener Wagen, der mich nach dem Schlosse bringen sollte. Sie selbst hatte, der zornigen Eifersucht ihres Gemahls trotzend, mich dort hingeleiten wollen. O, in diesem Moment wußte sie nichts von Convenienz, nichts von Pflichten! Mein blutendes Haupt ruhte in ihrem Schooße, sie küßte das Blut hinweg und flüsterte in mein Ohr entzückensvolle Worte der Liebe! In dieser Stunde ward der Bund für das ganze Leben geschlossen, schwuren wir uns eine ewige, unzerreißbare Liebe, gelobten wir, mit freudigem Muthe Alles zu wagen, Alles zu dulden, um zu dem einen, großen Ziel zu kommen, zum rechtmäßigen, geheiligten Besitze! O, mit welchem Muthe, welcher Kraft hat Aurelia nicht ihren Schwur gehalten, wie hat sie ohne zu klagen für mich, für unsere Liebe geduldet und gelitten, und selbst den wildesten Zorn ihres Gemahls nicht gescheut! „Ich muß frei sein," sagte sie mir oft, „damit meine Liebe zu Dir kein Verbrechen ist, damit meine höchste Tugend nicht zur Sünde wird! Aber Du, Leonce, erhalte mir dies Be-

wußtsein, daß unsere Liebe eine Tugend ist, laß uns stark sein und muthig im Hoffen! Sei mein Bruder, mein Freund, bis ich Dich dereinst an meine Brust ziehen und meinen Geliebten nennen kann!"

„Und Sie vermochten dennoch nicht, dies Band zu zerreißen, diese Fesseln zu durchbrechen," fragte Leokadie.

„Alles umsonst, Alles!" rief Leonce leidenschaftlich. „Vergebens, daß ich mich vor ihrem Gemahl bis zur flehenden Bitte erniedrigte, daß Aurelia ihn mit Thränen beschwor sie frei zu geben. Er lachte unserer Qualen, und erklärte Aurelien eher zu Tode martern, ehe er darein willige, sie in den Armen eines Andern glücklich zu sehen! — In der Nacht nach diesem Geständniß entführte er sie plötzlich aus Pesth, und brachte sie auf eins seiner abgelegenen Schlösser. Erst nach Wochen gelang es mir, ihren Aufenthaltsort zu entdecken und in ihr Gefängniß zu gelangen. O, diese stolze, herrliche Schönheit, wie war sie entblättert von dieser wochenlangen Marter, von Hunger und Entbehrung, und all diesen Qualen der Gefangenschaft! — „Gieb sie auf," sagte ihr Gemahl, „und sie ist frei!" Und außer mir, zerrissen von unnennbaren Qualen, schwur ich in seine Hand mit einem feierlichen Eide, sie nimmer wieder zu sehen, mich selber einer Andern zu vermählen. Ich schwur es freudig, denn es galt ihre Rettung, es galt, sie vor seiner grausamen Wuth, seiner tyrannischen Eifersucht zu sichern,

ihm diese Eifersucht unmöglich zu machen! O, — eine Stunde des Abschiedes noch ward uns vergönnt, dann schieden wir, um uns nimmer wieder zu sehen! — Das, Leokadie," sagte Leonce erschöpft, „ist die kurze, traurige Geschichte meiner Liebe!"

„O, alle zertretene Liebe ist traurig!" seufzte Leokadie. „Die Ihre ist es nicht, denn sie wird hinauf ranken bis zum Himmel, und dorten eine Stätte finden. Hoffen Sie doch!"

X.

Sie ist frei.

Von nun an schien Baron Leonce noch inniger an Leokadie gefesselt, ihr noch durch schönere Bande zu eigen gegeben. Es war nichts Geheimes mehr zwischen ihnen; sein ganzes Unglück lag unverhüllt vor ihr, und Leonce liebte es, in diesem Abgrunde seines zertretenen Glückes zu wühlen, und sich daraus einzelne schöne Blumen der Erinnerung zu suchen, bei deren Dufte er eine schmerzensreiche Freude empfand, die Leokadie mit ihm zu theilen schien.

„O," sagte Leonce zu ihr, „jetzt erst fühle ich ganz, was Sie mir sind, und welch ein unbegrenztes Vertrauen ich zu Ihnen habe; jetzt, da Sie mir gestattet haben, Ihnen alle meine Schmerzen zu klagen. Ach, in Wahrheit, Sie sind meines Lebens Schutzgeist, Sie lindern

durch Ihre Theilnahme meine Qualen, und indem ich Ihnen meine Schmerzen klage, und Sie voll Mitgefühl Ihre Seufzer mit den meinen mischen, scheint es mir, als habe ich den Balsam gefunden für das, was mir früher unheilbar dünkte."

Sie reichte ihm mit einem unaussprechlichen Blicke die Hand und sagte milde: „Und ist dies nicht wiederum meines Lebens schönste Erfüllung, Ihnen doch Etwas sein zu können, nicht von Ihnen verschmäht und zurückgestoßen zu werden? Konnten wir Beide für einander in unserm Herzen keine Liebe finden, so sind wir doch verbunden durch eine Freundschaft, von der ich fühle, daß sie über das Grab hinaus reicht!"

„Eins müssen Sie mir versprechen," rief Leonce dringend, „Eins müssen Sie mir geloben!"

„Und dies ist?"

„Es wird ein Tag kommen, Leokadie, wo Ihr Herz in Liebe aufthauen wird, wo Sie erkennen mögen, daß Ihr Dasein bis dahin leer und unausgefüllt war, wo Sie in voller übermächtiger Liebe sich ganz hingegeben fühlen diesem andern theuren Ich! Versprechen Sie mir, daß Sie dann auch mich wollen Theil haben lassen an Ihren Schmerzen, Ihren Qualen, Ihrem Jammer und Entzücken, daß ich Ihrer Liebe Vertrauter sein soll!"

„O," das verspreche ich Ihnen!" sagte Leokadie mit einem Lächeln, dessen Wehmuth er nicht sah. —

Inzwischen war die rauhere Jahreszeit eingetreten, und das junge Paar entschloß sich, des Barons Hôtel in der Residenz zu beziehen. Nicht ohne ein bitteres Schmerzgefühl verließ Leokadie die schöne Villa, in der sie diese ersten Monate ihrer Verbindung mit Leonce gelebt. Wie viele traurige, aber auch still beglückende Erinnerungen hatte für sie nicht jede Stätte, jedes Zimmer dieses Hauses, das ihr lieb geworden durch die Schmerzen und Kämpfe, die sie darin erduldet. Ach, ihr einsames, stilles Boudoir! war es ihr nicht ihrer Schmerzen einziger Vertrauter, ihrer Qualen einziger stummer Mitwisser? O wie oft hatte sie dort auf ihren Knieen gelegen und zu Gott gefleht um Kraft und Beistand, wie oft hatte sie dort in schmerzvollem Entzücken sich jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke wiederholt, und ihn gerufen, zu ihm geseufzet mit all den Lauten, den Tönen einer vollen, ungefesselten Leidenschaft. Wie oft hatte sie dort in einer Art Hallucination ihn neben sich gesehen, und ihm alle diese süßen Geheimnisse einer Liebe offenbart, die sie sonst so sorgsam ihm zu verbergen wußte! Wie oft hatte sie hier in einer Art Delirium ihre Arme nach ihm ausgestreckt, und ihm in leidenschaftlicher Gluth Küsse entgegen gehaucht, von denen sie in fieberhafter Aufwallung kaum fühlte, daß sie unerwidert blieben, daß sie nichts in ihren Armen hielt, als ein Phantom, ein Nebelbild ihrer Phantasie. Ach und wie oft hatte sie nach solchen Stun-

den glühender Entzückung, nach solchem Aufbrausen der heißen Wogen ihres Gefühls, sich erhoben, ruhig und bereit, nun wieder in schweigender Stille kalt und gleichgültig vor ihm zu erscheinen. Diese geheimnißvollen Stunden phantastischer Entzückung, dies Ausströmen ihrer heißen Gluth, es war ihr eine Nothwendigkeit gewesen; wie das Gewitter, der zuckende Blitz die heiße dampfende Erde kühlt, daß sie nach solchen mächtigen Ausbrüchen wieder ruhig, still und erquickt daliegt, so bedurfte sie dieser Erleichterung ihrer Gluth, um nachher wieder ruhig, kühl und lächelnd erscheinen zu können. Und von all diesen schmerzlich süßen Erinnerungen, von diesen Träumen und Phantasien nahm sie jetzt Abschied, um hinaus zu gehen in die laute, geräuschvolle Welt. „Ach," sagte Leokadie sich selber, „und jetzt werde ich einen doppelten, undurchdringlichen Schleier über mein Herz legen müssen, denn was Leonce nicht sieht, weil er es nicht ahnt, weil er arglos mich nicht beobachtet, das würde vielleicht den kalten, beobachtenden, prüfenden Augen der Menschen nicht entgehen! Ach, meine Aufgabe beginnt erst jetzt! Werde ich stark genug sein, sie zu lösen?"

Die Zerstreuungen und Freuden der Residenz beschäftigten und reizten das junge Paar wenig; die Welt, die kalte, theilnahmlose Menge vermochte nicht sie zu erfreuen, denn sie steht denen kalt gegenüber, die ihr nicht Theilnahme und Herz zuführen; die Vergnügungen geben dann

nur Freude, wenn wir ihnen Freude entgegen tragen. Leokadie und Leonce aber fühlten in der Gesellschaft sich bald doppelt einsam, doppelt unverstanden, und flohen mehr die Menschen, als daß sie dieselben suchten. Daß Leonce am liebsten ganz einsam und still an ihrer Seite weilte, das war Leokadien ein süßer Trost, um dessentwillen sie gern die Pein ertrug, ihn immer von Aurelien sprechen zu hören, und den Ergießungen seiner Klagen, seiner Schmerzen ihr Ohr leihen zu müssen.

So saßen sie eines Morgens in traulicher Stille neben einander. Der Diener hatte so eben das Dejeuner gebracht, und mit demselben die neueste Zeitung, die Leonce jeden Morgen Leokadien vorzulesen pflegte. Er nahm sie auch heute gedankenvoll und gleichgültig, und blickte hinein, um dasjenige auszuwählen, was für Leokadie von Interesse sein könnte. Aber plötzlich tönte ein Schrei des Schreckens, des Entsetzens von seinen Lippen, er blickte starr, todtenbleich in das Zeitungsblatt, er schien seinen Sinnen, seinen Augen nicht zu glauben, ein heftiges, convulsivisches Zittern durchbebte seine ganze Gestalt; dann entfiel das Zeitungsblatt seiner Hand, und ohnmächtig sank er zusammen. Leokadie eilte ihm zu Hülfe, sie war bleich und zitterte, wie er selber; sie wußte, daß es etwas Entscheidendes, Ungeheures sein müsse, das Leonce so zu erschüttern vermochte. Aber in diesem Augenblick kannte sie keine Neugierde, keine Frage; sie

dachte nur an ihn, der bleich, leblos in die Kissen des Divans zurückgesunken war, sie rieb ihm die Schläfe mit starken Essenzen, sie war um ihn beschäftigt mit aller Sorgfalt und Angst der Liebe, und dann erst, als er sich zu regen begann, als die Röthe langsam auf seine Lippen zurückkehrte, und sie wieder den Schlag seines Herzens fühlte, dann erst nahm sie das verhängnißvolle Zeitungsblatt, und las, zusammenschreckend — die Anzeige von dem Tode des Fürsten Dalkow, mit Aureliens Namen unterzeichnet. — O dies war ein fürchterlicher, ein grausenvoller Moment für Leokadie; von diesem Augenblick an hörte sie auf, für Leonce ein Trost, eine Stütze zu sein, ward sie ihm eine Last, ein Hemmniß, das seinem Glück im Wege stand!

Leonce hatte sich wieder erholt, er blickte mit erstaunten, fragenden Augen umher, dann schien er sich zu erinnern; Thränen entstürzten seinen Augen, und sein Angesicht mit seinen Händen verhüllend schrie er verzweiflungsvoll: „O allmächtiger Gott! Sie ist frei! Und ich, ich bin vermählt!“

Leokadie stand an seiner Seite bleich und zitternd, und während Leonce weinend sein Haupt verhüllte, blickte sie gen Himmel mit einem Ausdruck unaussprechlichen Flehens, trostlosen Jammers, aber bald wurden ihre Züge ruhiger, heiterer und in ihren Augen zeigte sich wieder jenes wunderbare, freudige Aufblitzen, das ihr in den Mo-

menten der höchsten, heiligsten Erregung eigen war. In dieser Stunde hatte sie in sich den Tod schon überwunden, fühlte sie zu jedem Opfer sich bereit, schwur sie sich, um ihn ihr Herzblut freudig hinzugeben, und allem eigenen Glücke nur für ihn zu leben, für seine Zufriedenheit sich hinzugeben. Leise, wie segnend, legte sie ihre Hand auf das Haupt ihres Gemahles und mit einer Stimme die sie zwang nicht zu zittern, sagte sie: „Auch Sie müssen frei werden, mein Freund!"

Leonce schreckte zusammen, er hatte gar nicht mehr daran gedacht, daß Leokadie neben ihm, sie war für ihn schon gar nicht mehr vorhanden gewesen, ach, er hatte sie schon ganz vergessen!

„Sie sind hier?" fragte er aufblickend, und es schien Leokadien, als wäre seine Stimme minder freundlich, als blicke sein Auge sie finster und vorwurfsvoll an. Sie legte ihre Hand auf ihr Herz, denn sie hatte ein Gefühl, als müsse dies Herz ihr brechen in dieser Stunde; doch sagte sie ganz ruhig und fest: „Ja, ich bin hier! Deine Freundin, Deine Schwester, um mit Dir zu klagen, mit Dir zu weinen, aber auch mit Dir auf Mittel zu sinnen, dieses Unheil zu enden!"

„O Leokadie," rief Leonce tief erschüttert, „Du bist ein Engel, Du bist in Wahrheit das erhabenste Wesen der Erde!"

Er schloß sie gerührt in seine Arme, er drückte sie

an sein Herz, er preßte einen Kuß auf ihre Lippen, und ihre Thränen, ihre Seufzer mischten sich! Arme Leokadie! An der Grenze Deiner Hoffnungen angelangt, den letzten Todesstreich Deiner Zukunftsträume empfangend, ruhtest Du endlich in den Armen des geliebten, nun erst unwiederbringlich verlornen Mannes. Dieser erste Kuß war zugleich ein Abschiedskuß, dieses erste Du! der letzte Scheidegruß Deiner untergehenden Sonne! — Sie fühlte sich ganz verzweifelnd, ganz überwältigt von diesem verzweiflungsseligen, schmerzreich süßen Moment, und als sie seinen Kuß erwiderte, als sie sein Herz an dem ihrigen schlagen fühlte, dachte sie: ich bin schon gestorben! Es ist Alles schon überwunden! Er ist mein Todesengel, und sein Kuß war mein Todeskuß! — Aber sie fühlte auch, daß ihre Kräfte schwinden, ihre Besinnung, ihr ruhiges Schweigen sie verlassen würde, und deshalb sagte sie, sich seinen Armen entziehend, und ihre Thränen trocknend: „Vor allen Dingen, Leonce, lassen Sie uns besonnen und ruhig sein! Ruhe, das ist das Nothwendigste, und mit Ruhe müssen wir überlegen, was hier geschehen muß! Lassen Sie uns jetzt nichts reden, und nichts beschließen! Für Sie, wie für mich ist es besser, daß wir uns erst sammeln, erst Alles mit ruhigem Auge überlegen! Lassen Sie uns jetzt schweigen und ruhig sein!"

Als Leonce sie anschaute, sah er, daß sie kaum ver-

mochte sich aufrecht zu halten, ihre ganze Gestalt zitterte, und ihre Wangen waren todtesbleich.

„O," sagte er verzweiflungsvoll, „Sie müssen mich hassen, mich verabscheuen! Durch mich haben Sie nichts als Qual, Sorge und Unruhe!"

„O nein, Freude!" sagte sie mit einem rührenden Lächeln, und schwankte in ihr Zimmer, das sie hinter sich verschloß.

Die nächsten Tage vergingen schweigend und düster; sie vermieden es Beide, von diesem neuen, unerwarteten Ereigniß zu sprechen; Leokadie, weil sie noch nicht die Kraft fühlte, sich ruhig und besonnen zu zeigen, Leonce, weil er fühlte, daß hier jede Bestimmung, jeder Entschluß von Leokadie ausgehen müsse. Einige Tage waren so vergangen, als das bisher so bleiche Antlitz des Barons Leonce plötzlich wie verwandelt erschien. Seine Augen blitzten, seine Wangen glühten, seine Lippen umspielte ein schlecht verhehltes Lächeln, seine ganze Gestalt zeigte sich aufgerichteter, stolzer, freier. Als er so in Leokadiens Gemach trat, als er sich vergeblich bemühte, ruhig und still wie sonst neben ihr zu sein, da fühlte sie, daß nun die Last des Unglücks, der Schmerzen von seinem Haupte genommen sei, und daß er mit seiner Vergangenheit abgeschlossen habe, also auch mit ihr! Sie beobachtete ihn schweigend, sein ganzes Wesen war verändert, strahlte in Glück, jede seiner Bewegungen verrieth eine freudige Hast,

eine erkünstelte Gelassenheit. Leokadie schien es nicht zu bemerken, sie arbeitete ruhig weiter an der Tapisserie und sprach zu ihm von gleichgültigen Dingen. Er antwortete ihr länger, freundlicher und aufmerksamer, als sie es sonst gewohnt war, er zeigte sich verbindlich, höflich, aber er ging oft unruhig auf und ab, blickte wie zerstreut aus dem Fenster, und sagte endlich: „Das Wetter ist heute schön! Ich werde anspannen lassen, eine Spazierfahrt zu machen!"

„Sie haben Recht, wir wollen fahren," sagte Leokadie, ihn scharf beobachtend. „Sie wünschen doch, daß ich Sie begleite!"

„O gewiß," sagte er verlegen, „gewiß wird es mir eine Freude sein, wenn Sie mich begleiten wollen!"

„Es ist nur ein Vorwand!" dachte Leokadie, „er will nur fort von mir!" und laut sagte sie: „Lieber wäre es mir, wenn Sie mir gestatten wollten, heute lieber ungestört daheim zu bleiben. Ich fühle mich unwohl!"

„Ganz wie Sie wünschen, Theuerste," sagte Leonce mit schlecht verhehlter Freude, und küßte ihr die Hand, um Abschied zu nehmen.

Als er das Zimmer verlassen, verschwand das Lächeln aus Leokadiens Zügen, ganz zerbrochen, ganz bleich sank sie zusammen und flüsterte verzweifelnd: „Sie ist hier! O, ich sah es an an seinem Wesen, sie ist hier!"

Es waren Stunden unendlicher Qual, trostlosen

Jammers, die Leokadie durchlebte, ringend mit ihrer Pein, weinend und verzweifelnd, und als sie sich endlich aufrichtete von ihren Knieen, sagte sie mit einem müden, herzzerreißenden Lächeln: „O, er wird mindestens glücklich sein!“ —

Als Leonce am Abend zurückkehrte, trat Leokadie ihm entgegen mit ihrem gewohnten, ruhigen Ausdruck, und reichte ihm still die Hand dar.

„Sie sind noch wach?“ fragte Leonce verwirrt. „Ich glaubte, Sie hätten sich schon in Ihr Schlafzimmer begeben!“

„Ist es Ihnen unangenehm, daß ich Sie erwartet habe?“ fragte Leokadie milde.

„O, gewiß nicht, Liebe!“ sagte er verbindlich, und setzte sich zu ihr. Dann schwiegen sie Beide. Leonce fühlte sich seltsam bedrückt und beklommen, und hatte nicht den Muth, Leokadien sein Geheimniß mitzutheilen, weil er fühlte, daß sein schlecht verhehltes Glück sie verletzen müsse, selbst wenn sie ihn nicht liebte, aber Leokadie errieth mit dem sichern Tact verstehender Liebe den Grund seiner Befangenheit, und sofort war sie bereit, ihm entgegen zu kommen.

„Leonce,“ sagte sie, ihn freundlich anblickend, „haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir? Bin ich nicht mehr Ihre Freundin, Ihre Schwester? Wollten Sie mich nur Theil haben lassen an Ihren Schmerzen und Klagen, und

entziehen mir jetzt von Ihrem Glücke den mir gebührenden Antheil?"

„Nein, Sie haben Recht!" rief Leonce überwältigt, „es soll und muß Alles klar unter uns bleiben! Wissen Sie es denn, Aurelia ist hier!"

„Ich dachte es!" sagte Leokadie ganz gelassen. „Aber warum scheuten Sie es, mir dies zu sagen?"

„Weil," sagte Leonce stotternd, „weil ich fürchtete, Sie zu verletzen!"

„Verletzen?" fragte sie wie befremdet. „Und wie könnte dies sein? Sie wissen, daß mein Herz ganz frei ist von Liebe; ich sagte Ihnen das vor unserer Verheirathung, ich wiederholte es Ihnen oft während der Dauer dieser sogenannten Ehe, die ja für uns nichts war als ein todter, leerer Schein, ein bedeutungsloses Phantom. Nein, Leonce, ich liebe Sie nicht, das heißt nicht mit dem Feuer und der Leidenschaft einer Liebenden, und mein Herz kann daher keine Eifersucht kennen, und keinen Neid! Und deshalb, Leonce, darf ich meinen Theil fordern an Ihren Freuden sowohl, wie an Ihren Schmerzen, deshalb müssen Sie mir das Glück gönnen, jetzt mit Ihnen zu jauchzen, wie ich früher mit Ihnen klagte!"

„O Sie sind eine große, herrliche Seele!" sagte Leonce ganz begeistert. „Nun erst kann ich diese Freude des Wiedersehens genießen, da Sie dieselbe theilen!"

„Erzählen Sie mir also!“ sagte Leokadie fast heiter, „wann ist sie gekommen, woher wußte sie Ihren Aufenthalt, da Sie doch nicht mit ihr correspondiren, und sieht sie wohl aus, ist sie heiter?“

„O wie viele Fragen auf einmal!“ sagte Leonce mit einem heitern Lachen, das Leokadie nie von ihm gehört, und das ihr fast das Herz zerschnitt. „Vor allen Dingen, und damit Sie gut denken von Aurelien, muß ich Ihnen sagen, daß sie gar nicht wußte, wo ich jetzt verweilte, und am allerwenigsten dachte sie, mich hier zu treffen. Unsere Vermählungsanzeige war die letzte Nachricht, die sie von mir erhalten, und jetzt, nach dem plötzlichen Tode ihres Gemahls, hatten die Aerzte ihr den Aufenthalt in einem nordischen Bade empfohlen, so führte sie ihr Weg durch unsere Stadt.“

„Und wie erfuhren Sie ihr Hiersein?“

„Ein Zufall entdeckte es mir! Ich ging vor einem Hôtel vorüber, als mein Blick zufällig auf das Wappen eines Wagens fiel, der vor demselben hielt. Ich erkannte das fürstliche Dalkowische Wappen. O Sie können denken, daß ich nun den Portier fragte, daß ich erfuhr, eine Dame in tiefer Trauer sei in demselben angekommen! Ich ließ mich zu ihr führen, und mich als einen Fremden anmelden, der sie nothwendig sprechen müsse, und ich ward angenommen. O Gott, ich sah sie endlich wieder, ich stürzte zu ihren Füßen nieder, ich

stammelte sinnlose Worte der Freude, und ihr Freudenschrei sagte mir, daß sie mich erkannt! O Leokadie, diese Stunde des Wiedersehens war ein köstlicher Lohn für ein Jahr der Trennung und Schmerzen, löschte alle Leiden aus, die ich fern von ihr erduldet und gelitten!"

„Ich glaube es!" sagte Leokadie mit zitternden Lippen. „Und sie, die Fürstin, sie liebt Sie noch, sie war Ihnen treu?"

„O, der Schmerz hatte unsere Liebe geheiligt und gefeit," sagte Leonce, „wenn man unglücklich liebt, liebt man treu, und indem man entbehrt und entsagt, liebt man am heißesten und treuesten!"

„O das ist wahr!" sagte Leokadie, und suchte mit Gewalt ihre tiefe Erschütterung zu verbergen.

„Sie können das nicht wissen, Leokadie," sagte Leonce heiter, „das kennen nur die, welche selber gelitten haben. Ja, Aurelia liebt mich noch, ihr schönes, edles Herz ist noch mein, aber dennoch konnte nur mein dringendes Flehen sie bewegen, mir mindestens einige Tage des Zusammenseins zu vergönnen, und noch indem sie es thut, macht sie sich Vorwürfe, Sie, Leokadie, zu täuschen und zu hintergehen!"

„Sie sagten ihr doch," fragte Leokadie nicht ohne Bitterkeit, „Sie sagten ihr doch, daß Sie mir nichts sind, als ein Freund, ein Bruder, daß Niemand innigern Antheil an Ihrem Liebesglücke nehmen kann?"

„Ich sagte ihr, daß Sie gleich einer barmherzigen Samariterin an mir gehandelt, mich getröstet und aufgerichtet habe, und daß, wenn ihr meine ganze ungetheilte Liebe gehöre, Sie mir eine theure, unvergeßliche Freundin seien!“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Leokadie matt. „Und wenn Sie mir eine Bitte erfüllen wollen, so machen Sie mich bekannt mit Ihrer Geliebten! Ich möchte ihr danken für das Glück, das sie Ihnen giebt!“

XI.

Lucilie.

Und eine neue Aera hatte für Lucilie begonnen, eine neue Sonne war für sie aufgegangen, um sie nicht sehen zu lassen, wie düster und trauervoll sich das Leben ihr zu gestalten begonnen. Graf Theobald's Wünsche waren endlich erfüllt, — Luciliens Klagen quälten ihn nicht mehr, er hatte Ruhe, Ruhe von ihren Thränen, ihren Seufzern und Vorwürfen; er war ihr gleichgültig geworden, und wenn sie sonst geweint und geklagt über Theobald's Gleichgültigkeit, so war ihr diese jetzt lieb und willkommen; wenn sie ihn sonst grausam genannt, weil er ganze Abende sie allein gelassen, so däuchte ihr dies jetzt ein süßer und köstlicher Gewinn, weil sie um so ungestörter sich der Nähe dessen erfreuen konnte, dem jetzt ihr Herz sich zugewandt, dies arme zertretene, verstoßene

Herz mit seinen heißen Gluthen, seinem anschmiegenden Liebesbegehren. Noch war das entscheidende Wort zwischen ihr und dem Fürsten Casimir nicht gesprochen, aber Lucilie wußte, daß er sie liebte, sie sah es, fühlte es an jedem seiner Worte, seiner Blicke, an dem Ton seiner Stimme, an Allem erkannte sie diese volle, mächtige Liebe; sie wußte auch, daß sie diese Liebe erwiderte, daß Casimir in Wahrheit ihres Lebens Herr und Heiland geworden, und erbebend in süßen Schauern sagte sie zu sich selber: „O, ich habe Niemand geliebt, als ihn allein; Alles, was ich früher empfunden, was war es weiter, als eine Ahnung, ein Vorgefühl dieser entzückenden Empfindungen, die mich jetzt durchströmen? Diese Liebe war in mir, sie lebte still verborgen, schlummernd in meinem Herzen, und weil Theobald der erste war, der an dies kindische Herz anklopfte, flog ihm meine erwachende Liebe entgegen und glaubte in ihm den Heiland zu finden, der gekommen, sie zu erlösen! Aber es war eine Täuschung, eine bittere, schmerzvolle Täuschung, die mir unsägliches Leid und namenlosen Kummer gebracht hat. Ach, diese sogenannte erste Liebe, sie ist niemals etwas Anderes, als ein erster Irrthum, und wenn wir aus diesem zum Bewußtsein erwachen, sind unserm Herzen die ersten Wunden geschlagen, hat uns die Welt das Brandmal aufgedrückt, mit dem sie uns zu ihren Dienern erwählt und bezeichnet. Die erste Liebe ist eine

Täuschung und erst die zweite Liebe ist die wirklich ächte erste Neigung! Und so," sagte sie mit überströmenden Augen und strahlendem Angesicht, „so gehört ihm mein Herz in ergebenem, hoffendem, gläubigem Vertrauen!"

Aber es war nicht ohne Schmerzgefühl und Gewissensvorwürfe, daß Lucilie sich diesem neuen Gefühl überließ, und selbst, indem ihr erstarrtes Herz wider ihren Willen sich erwärmte an dieser neuen Sonne des Glückes, gab es Stunden, in denen Lucilie mit bebenden Händen sich verhüllte vor dieser strahlenden Sonne und ächzend sagte: „O besser, daß dies arme Herz zu Eis erstarrt in seiner Pflichterfüllung, als daß es lebenskräftig schlägt in sündigem Glück!" — Lucilie empfand noch Ehrfurcht vor diesem Institut der Ehe, und selbst als der Inhalt dieses Verhältnisses lange schon erschöpft war, wollte sie gewissenhaft und treu doch festhalten an der Form, wollte sie, da sie ihrem Herzen nicht gebieten konnte, doch ihren Willen zügeln und dem Wort, welches das Herz gesprochen, den Klang versagen. Und deshalb zitterte sie vor dem Moment, wo Fürst Casimir dem heißen Gefühl, dessen Dasein sie lange schon erkannt, Worte geben würde, deshalb suchte sie mit ängstlicher, beklommener Scheu diesen Moment immer zu vermeiden und unmöglich zu machen. „So lange diese Liebe nicht ausgesprochen, sind wir noch frei von Schuld," sagte sie sich selber, „so lange er mir nicht gesagt, daß er mich liebt, und ich ihm nicht

die Erwiderung dieses Gefühls gestanden, ach so lange darf ich noch frei und sonder Zagen mein Auge zu meinem Gemahl erheben, so lange habe ich noch die Treue, welche Theobald von mir fordern kann, nicht gebrochen!" — Thörichtes Kind! Du hattest mit spielendem Muthe die Sünde der Gedanken gewagt, und scheutest Dich doch jetzt vor der Sünde des Wortes! Gleich dem Prometheus hattest Du vom heiligen Altar das himmlische Feuer gestohlen, und meintest, kein Verbrechen begangen zu haben, so lange Du diesem geraubten Feuer verwehrtest in Flammen aufzuschlagen! Aber an diesen Flammen Dein eigenes Herz zu heißem Brand entzünden und Deine Pflichten langsam verkohlen zu lassen, ist das nicht Sünde? — Lucilie liebte, und die Liebe weiß nichts von Reflexion, und Lucilie ward geliebt, mindestens glaubte sie es, und deshalb war sie glücklich, deshalb übertäubte das Jauchzen des Glückes die heimliche, flüsternde, stets wache, stets mahnende Stimme ihres Gewissens. Liebte Fürst Casimir sie wirklich? Er gehörte zu diesen seltenen, gefährlichen und glücklichen Naturen, die mit staunenswerther Virtuosität in jedes Gefühl sich hinein zu lügen verstehen, bis sie damit aufhören, an die Wahrheit und Wirklichkeit dieses Gefühls selber zu glauben. Nicht sobald hatte Fürst Casimir beschlossen, Luciliens Liebe sich zu gewinnen, nicht sobald hatte er sich den Anschein gegeben, ihr seine heiße, leidenschaftliche Liebe zu weihen, als

er auch sofort in seinem Herzen ein Echo fand für die Worte, welche seine Lippen stammelten. Er hatte damit angefangen Liebe zu sprechen, und hörte damit auf, Liebe zu empfinden, er hatte anfangs nur Lucilie täuschen wollen, und täuschte zuletzt sich selber, er hatte so lange sich bemüht, Lucilien den Glauben an sein Gefühl zu geben, bis er damit aufhörte selber daran zu glauben. Und wenn Fürst Casimir bis zu diesem Gipfelpunkt seiner Täuschung gekommen war, wenn aus der Lüge ihm momentan die Wahrheit empor geblüht, dann war er von begeisternder, hinreißender Leidenschaft, von einer Alles überstürzenden, entzückensvollen Gluth und Ursprünglichkeit des Gefühls.

„Mein Gott,“ sagte Gräfin Adelaide erschreckt, „mein Gott, Sie lieben also diese Lucilie wirklich?“

„Wirklich und in Wahrheit!“ rief der Fürst begeistert. „Ihr gehört für den Augenblick all' mein Denken, mein Empfinden, ihr meine Träume und Phantasien!“

„Für den Augenblick?“ fragte Adelaide mit spöttischer Betonung.

„Was wollen Sie,“ sagte er lächelnd, „jeder Mensch ist ein Kind des Augenblicks, und diesen zu genießen, das ist die größte Weisheit. Deshalb, Adelaide, lassen Sie mich mit eines Weisen Götterglücke diese Augenblicke der Entzückung in Luciliens Armen genießen. Ach die Liebe ist eine geschäftige, arbeitsame Biene, sie flattert

von Lippe zu Lippe und läßt überall den süßen Honig des Genusses zurück. Lassen Sie überall mich ihn kosten und trinken, überall mich an ihm berauschen und entzücken, und nennen Sie mich deshalb nicht untreu! Mein Gott, es ist ja ewig nur dasselbe, was ich aller Orten suche, und immer nach demselben Genusse streben, nennen Sie das Wankelmuth?"

„Und also," rief Adelaide heftig, „sind Ihre mir geleisteten Schwüre und Versprechungen vergessen?"

„Nimmer!" rief er leidenschaftlich, „sie schlummern nur einen Augenblick! Gönnen Sie mir dies, Adelaide! Ich liebe Lucilien, aber ich weiß, es wird ein Moment kommen, wo ich entnüchtert und enttäuscht sie von mir stoßen werde, wo sie mir nicht mehr Wirklichkeit sein wird, sondern ein leeres, nichtssagendes Phantom, wo ich nichts mehr fühlen werde als Ueberdruß und Grausamkeit. Aber bis dahin, Adelaide, bis dahin lassen Sie mich in vollen Zügen ihn trinken diesen vollen, überschäumenden Becher des Glückes, lassen Sie mich ganz berauscht, ganz sinnverwirrt zu Luciliens Füßen liegen, und ihr meine Entzückungen stammelnd flüstern!"

„Und wann endlich wird dieser Zeitpunkt der Entnüchterung eintreten?" fragte Adelaide.

„Wenn ich diesen vollen Becher der Freude bis auf die Hefe geleert! Wenn Lucilie mein eigen ist, und mir

nichts mehr zu versagen hat, werde ich aufhören etwas von ihr erflehen zu wollen!"

„So seid Ihr Männer!" rief Adelaide lachend. „Sclavendemüthig, so lange wir Euch widerstehen, tyrannisch, grausam, wenn wir Eurem Flehen Gewährung geben! Nur was Ihr nicht besessen, reizt Euch, und was Euer ist, werft Ihr achtlos bei Seite! Aber ich danke Ihnen, Fürst, für diese Enthüllung Ihrer selbst. Dies soll mir ein Schild sein, den ich meiner Liebe vorhalten werde, wenn sie zu hingebend Ihnen entgegen stürzt!" —

„Ach, Adelaide ist eben so klug, als reizend," sagte der Fürst, „und deshalb werde ich immer wieder zu ihr zurück kehren."

Aber es kam eine Stunde, in der Lucilie nicht mehr die Kraft und den Willen hatte, ihr Ohr zu verschließen vor dieser süß verlockenden Stimme ihres Geliebten, wo sie zitternd vor Entzücken Casimir's Liebesworten lauschte, und stammelnd vor unsäglichem Glück seine Schwüre erwiderte. Es war für Lucilie eine köstliche, eine erhabene Stunde, aber als sie aus diesem entzückensvollen Taumel erwachte, fand sie sich schaudernd am Rande eines Abgrundes, den alle diese köstlichen Blüthen der Liebe ihr nicht mehr zu bergen vermochten. Mit dem Bewußtsein ihrer Liebe war ihr auch das Bewußtsein ihrer Schuld gekommen, und Lucilie sagte: „Weil ich ihn liebe, muß ich auch frei sein von aller Schuld,

und so lange ich Theobald's Namen trage, darf ich ihn nicht täuschen und hintergehen."

Sie ging zu ihrem Gemahl, sie kam mit gerötheten Wangen, mit glühenden Augen, ganz aufgeregt, ganz gehoben und getragen von diesem Entschluß.

„Theobald," sagte sie mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „Theobald, ich komme zu Dir, weil ich Dir ein Geständniß abzulegen habe, weil ich Dich mindestens nicht zu betrügen vermag, wie Du es mit mir gethan! Denn Du, Theobald! Du hast mich betrogen! Unerfahren und jung wie ich war, hast Du mein armes, unwissendes Herz umsponnen mit einem Netz süßer, glühender Worte, von denen Deine Seele nichts wußte. Du wolltest ausruhen und zu Deiner Behaglichkeit Dir ein frisches Waldvöglein einfangen, bei dessen munterm Gesange, bei dessen Girren und Kosen Du sanft entschlummern und behaglich hindämmern wolltest. Aber Du vergaßest, daß, wenn mein Herz ein solches Waldvöglein ist, es in diesem Schweigen und dieser Oede zu dem Bewußtsein erwachen müsse, daß es frei sei, daß es Schwingen habe sich zu regen, Schwingen, um diesen dumpfen Aufenthalt peinigender Ruhe zu verlassen, und einem neuen Glück entgegen zu fliegen!"

„Oui me néglige, me perd!" sagte Theobald spöttisch.

„Gewiß, so ist es!“ rief Lucilie ernst. „Hättest Du mich nicht aufgegeben und zurückgestoßen, ich würde nimmer mein Herz von Dir abgewandt haben. Aber Du konntest meine heiße Gluth nicht brauchen, und die Stürme, die Du erregt, dünkten Dir unbequem und lästig. O, Dein Egoismus, Deine harten Worte, wie viele Thränen, wie viele Seufzer haben sie mich gekostet, bis endlich mit diesen Thränen auch meine Liebe zu Dir hinweggespült ist!“

„Dies ist vielleicht in der Ehe nicht das Schlimmste,“ sagte Theobald ruhig. „Die Ehe ist eine Bequemlichkeit, ein Ruhekissen, hinter welchem wir uns schützen wollen gegen die Leidenschaft, und um in der Ehe zufrieden zu sein, bedarf es nicht der Liebe, sondern nur des guten Willens, still und friedlich neben einander zu leben!“

„Nein,“ sagte Lucilie begeistert, „noch lebt in mir ein hohes und köstliches Ideal der Ehe, und so lange mir dies nicht ertödtet worden, kann ich zu solcher Alltagsehe mich nicht einzwängen lassen. Ich, ich glaube noch, daß die Ehe dazu gemacht ist, zweien durch Liebe vereinten Herzen eine Straße zu sein, auf der sie Beide sich stützend und hebend zum Himmel hinan klimmen sollen, daß in der Ehe die heiligsten und schönsten Tugenden sich entfalten und ergänzen können! Wer den Segen dieser heiligen Gemeinschaft nicht anerkennen will, der ist ein Gotteslaügner, der schändet den Tempel, in den er

gegangen ist, um zu beten! Deshalb, Theobald, laß uns schnell diese Straße fliehen, die wir irrig Beide gegangen, sie führt uns nicht zum Ziele, laß uns mit bereuendem Herzen aus diesem Tempel entweichen, den unser ungeweihter Fuß betreten. Unsere Wege seien geschieden, wie unsere Herzen es sind, und auf verschiedenen Straßen wollen wir Beide gehen, das Glück und die Zufriedenheit zu suchen!"

„Das sind überspannte, romanhafte Ideen," sagte Graf Theobald verdrießlich, „auf die einzugehen, eine Thorheit wäre! Mein Gott, wenn alle Ehen deshalb getrennt werden sollten, weil die Liebe nach und nach aus ihnen entflohen, da würde es überhaupt wenig Ehen geben. Mein Kind, diese Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Liebe, das ist eine Fabel, an die nur Kinder und Thoren glauben. Die Liebe ist nichts weiter als eine köstliche, duftende Blume, und wenn die Ehe uns das Recht gegeben, diese Blume zu pflücken, so wird sie auch bald welken und zu Staub zerfallen, wie jede andere schöne Blume, ohne daß dies den Bruch aller Verhältnisse zur Folge hätte. Es hieße aber von einem irdischen Bündniß zu viel verlangen, wenn es uns fort und fort die Entzückungen des Himmels gewähren soll. Mein Kind, glücklich diejenigen, welche Liebe genug in die Ehe bringen, um damit die ersten Wochen oder Monate auszufüllen; sie mögen dann an der Erinnerung

des genossenen Glückes zehren, und wenn sie sich gegenseitig dankbar für diese Erinnerung sind, werden sie auch zufrieden und glücklich neben einander leben. In der Ehe muß sich die Liebe bald zur Freundschaft verdampfen, das ist der Lauf der Welt, und gegen diese Wahrheit sich auflehnen, heißt gegen Windmühlen kämpfen. Und nach diesem Allen, meine Theure, wirst Du einsehen, daß ich mich in das nothwendige Uebel duldend ergeben werde, und nicht einmal ein Recht habe, zu klagen, eben so wenig aber den Willen, deshalb eine Ehe zu trennen, die ich nach reiflicher Ueberlegung ruhig und besonnen eingegangen bin."

„Doch weiß ich ein Wort, das Dich aus dieser Ruhe aufstacheln wird," sagte Lucilie mit fliegendem Athem, „ein Wort, das Dir die Nothwendigkeit dieser Scheidung begreiflich machen muß. Ich liebe den Fürsten Casimir, und werde von ihm geliebt!"

„Pah, das wußte ich lange," sagte ihr Gemahl lächelnd, „und gerade, daß ich darüber schwieg, hätte Dir beweisen sollen, welch ein unschätzbares gefälliges Exemplar von Ehemann Du in mir gefunden, ein Exemplar, das zu bewahren es sich schon der Mühe lohnt. Denke doch nicht, Theuerste, daß ich zu jenen enragirten Spaniern gehöre, die jeden Treubruch gleich mit dem Tode bestrafen und jede kleine Verirrung des Weibes für ein todeswürdiges Verbrechen halten! Nein, ich wußte, daß

es so kommen würde, und daß Dein heißes, liebedurstiges Herz noch viel zu jung sei, um so schnell verkühlen zu können. Ihr Frauen seid einmal dazu gemacht, Euch mit der Liebe zu entzücken und zu quälen, und wenn Ihr die Liebe erstorben fühlt, glaubt Ihr Eures Lebens ganzen Inhalt verloren zu haben, deshalb sucht Ihr immer nach neuen Banden, neuen Fesseln, neuer Liebe, und deshalb bei dieser Liebebedürftigkeit ist es gut, wenn die Ehe Euch ein sicherer Deckmantel ist, unter dem Ihr Eure kleinen Schwächen austoben könnt!"

Lucilie hatte ihm zugehört mit starren Blicken, athemlos zitternd, und jetzt, als er schwieg, sagte sie, wie betäubt: „Du weißt, daß ich einen Andern liebe, daß dieser mir seine Liebe geschworen, und dennoch, Theobald, dennoch könntest Du mir Deine Einwilligung zu unserer Scheidung verweigern. O nein," fuhr sie wie in Todesangst bittend fort, „nein, sage das nicht, Theobald, nimm mir nicht den Glauben an Dich, wie Du mir die Liebe genommen! Ich habe Dich so sehr geliebt, wolle nun nicht, nein, wolle es nicht, daß ich vor dieser Liebe erröthend, schamvoll mein Auge senken muß, sage nicht, daß Du so niedrig, so klein denkst!"

„Ich sage es, selbst auf die Gefahr hin, von Dir minder geachtet zu werden," sagte Graf Theobald scharf. „Ich sage Dir, Kind, daß die Welt kein Paradies ist, und daß der Genuß des verbotenen Apfels uns deshalb

weder aus der Welt, noch aus der Ehe vertreiben kann! Ich sage Dir, daß eine Zeit kommen wird, wo diese schäumenden, sprudelnden Wogen Deines Gefühls sanft geebnet dahin fließen, und daß Du dann die Ehe gleich mir, als einen glücklichen Hafen betrachten wirst, in dem es sich gut und gemächlich ausruht nach allen Stürmen und Kämpfen. Ich sage Dir auch, daß ich diese Zeit mit Ruhe erwarten werde, und Dir bis dahin vollkommene Muße gebe, Dich auszutoben und zu vergnügen, wie es Dir immer gefällt, und nur mit derjenigen Berücksichtigung der Welt, die sorgsam den Schleier der Ehe nicht verrückt, welcher diese Mysterien Deines innern Lebens verhüllt!"

„Aber dies ist ehrlos!" rief Lucilie angstvoll und todtenbleich.

Graf Theobald zuckte die Achseln, und sagte mit einem mitleidigen Lächeln: „Du nennst das ehrlos, was ich meinerseits überspannt nenne! Wer hat nun Recht? Warum aber Dein Gewissen beunruhigen wollen, da ich, Dein bestalltes eheliches Gewissen, Dich absolvire, warum Dir Vorwürfe machen über das, was ich entschuldige und großmüthig übersehe? Liebst Du wirklich diesen Fürsten Casimir, nun wohl, so liebe ihn, ich habe nichts dagegen, freue mich vielmehr, daß Dein allzuheißes Herz nun wieder Linderung und Kühlung gefunden. Hinfort wirst Du mich mindestens nicht mehr quälen

mit Vorwürfen über meine Kälte, Du wirst mir Ruhe gönnen und es mir nicht als eine Grausamkeit anrechnen, wenn ich meine Abende hinbringe, wo es mir eben gefällt. Mein Gott, wir werden nun recht bequem und angenehm neben einander leben, und so wäre dann der Zweck einer Ehe an uns erfüllt. Dieser Zweck aber, was ist er anders, als das Uebereinkommen mit einander, einen Hausstand bilden, eine Familie gründen zu wollen?"

„Ist das, kann das Dein Ernst sein?" fragte Lucilie mit fliegendem Athem.

„Es ist mein Ernst," sagte ihr Gemahl fest.

„So sei Gott mir gnädig!" rief Lucilie außer sich, und verhüllte laut schluchzend ihr erbleichtes Angesicht.

„Wieder Thränen, wieder Jammern!" sagte Graf Theobald achselzuckend. „Mein Gott, wann endlich werde ich Ruhe haben?"

Und er ging, um zu Adelaiden zu fahren, und zu ihren Füßen den Sieg zu verfolgen, den er auf's Neue in ihrem Herzen glaubte errungen zu haben.

Lucilie war allein, und unermeßlich waren die Qualen, die sie jetzt empfand. Diese Ehe, sie lastete jetzt auf ihr, wie eine Schande, die sie nicht mehr abzuwerfen vermochte, und die, indem Lucilie sie entweihte, ihr selber zu einer Schmach ward, einer Brandmarkung, mit der sie, wider ihren Willen, zur Verbrecherin gestempelt ward.

„O! mein Gott, ich wollte ja nicht sündigen,“ sagte sie weinend und zitternd, „ich wollte rein bleiben und frei von Schuld, und nun treibt er, der mich schützen und strafen sollte, nun treibt mein eigener Gemahl mich hinein in das Verderben, nun jagt er mich hin zu dem Verbrechen, das ich fliehen wollte! Denn ich liebe ihn, ich liebe Dich ewig, Casimir, und ich werde nun kein Kreuz mehr aufgerichtet finden, das ich angstvoll umklammern und um Rettung flehen könnte!“

Aber diese Liebe zu Casimir, selbst diese dünkte ihr entweiht und geschändet durch ihres Gemahls Zustimmung, und ganz weich und wehmüthig sagte sie: „O, wenn zwei Liebende vor ihren Eltern knieen, und ihre Billigung, ihre Gewährung erhalten, so ist das ein Segen, der Sie durch das ganze Leben begleiten wird, aber wenn der eigene Gemahl die fremde Liebe seines Weibes billigt und gut heißt, so ist das ein Fluch, an dem ihre Ehe und ihre Liebe zu Grunde gehen muß!“

Aber Lucilie, in der Kraft ihrer Verzweiflung, beschloß das Letzte, das Aeußerste zu wagen. Sie fuhr zu einem Rechtsgelehrten, den sie als den geschicktesten und geehrtesten Anwalt der Stadt kannte; sie fragte ihn um Rath, ob ihre Scheidung nicht dennoch statt finden könne, nicht ohne Theobald's Einwilligung bewerkstelligt werden könne.

„Das wären ja tyrannische Gesetze," sagte der Mann des Gesetzes achselzuckend, „tyrannische Gesetze, wenn eine Ehe geschieden werden könnte, ohne die Einwilligung beider Theile. Ja, diese Einwilligung genügt sogar nicht! Es muß ein Verbrechen vorliegen, und dann erst kann mit der Einwilligung beider Theile die Ehescheidung stattfinden, aber ohne die Einwilligung des unschuldigen, leidenden Theils selbst dann nicht! Und dieses Gesetz ist sehr weise, sehr väterlich, das Gegentheil wäre Tyrannei!"

„O, dies Gesetz ist sehr unchristlich und barbarisch, rief Lucilie erglühend, „es ist eine Zwangsanstalt, an der die Seele und die Ehre scheitert!"

Ganz trostlos, ganz zerbrochen kehrte sie zurück und warf sich in Thränen der Verzweiflung nieder. Nicht die Unmöglichkeit, von Theobald geschieden zu werden, nicht das war es, was sie verzweifeln ließ, sondern das ahnende Gefühl, daß sie von nun an verloren, daß ihr Verderben entschieden sei! — Und noch einmal wandte sie sich flehend an ihren Gemahl, noch einmal beschwor sie ihn um des Heils ihrer Seele willen, sie frei zu geben, sie nicht zur Sünde zu zwingen. Aber Theobald blieb fest und unerschüttert.

„Ich hasse nichts mehr als solche Auseinandersetzungen," sagte er ungeduldig, „und am allerwenigsten mag ich zu schaffen haben mit der Justiz. Ueberdies wäre dies der sicherste Weg, den müßigen Zungen der

Welt auf unsere Kosten eine angenehme Unterhaltung, Stoff zu müßigem Geschwätz zu liefern, und dazu, mein Kind, spüre ich nicht die mindeste Lust."

Lucilie erhob sich von ihren Knieen, schweigend und still, und ging in ihr Gemach zurück. Und jetzt war der Kampf zu Ende, der Zwiespalt überwunden. Sie empfand nichts mehr als einen heftigen Groll, eine glühende Verachtung gegen ihren Gemahl und eine grenzenlose, leidenschaftliche Liebe zu Fürst Casimir.

Als sie jetzt seinen Schritt im Vorsaal erkannte, als er zu ihr eintrat mit seinem gewinnenden Lächeln, seiner freudigen Begrüßung, als er ihr die Arme entgegen breitete, da warf sie sich verzweifelnd und selig an seine Brust, und ächzte matt: „Von nun an, mein Geliebter, bin ich Dein! Von nun an habe ich nichts mehr Dir zu versagen, denn ich liebe Dich! Fordere von mir, fordere mein Leben, meine Ehre, o, Alles, Alles ist Dein!"

Uud Casimir küßte sie, laut aufjauchzend vor Glück und Wonne, und sie wehrte seiner glühenden Liebe nicht mehr!

XII.

Der Abschied.

Einige Wochen waren seitdem vergangen, Lucilie war die leidenschaftliche, hingebende Geliebte des Fürsten Casimir, und in dieser großen jugendglühenden Liebe schien ihr ganzes Dasein sich zu innigster Entzückung ausge-

füllt zu haben. Sie war glücklich, sie jauchzte und strahlte vor seliger Liebeswonne, und weder vor, noch rückwärts schauend, wollte sie nur der Gegenwart, der herrlichen duftigen Gegenwart genießen. Nur zuweilen überschlichen sie heimlich trübe, angstvolle Momente, hörte sie leise noch in sich die flüsternden Stimmen qualvoller Vorwürfe und Gewissensbisse, aber Lucilie suchte sie zu betäuben mit dem lauten Ruf der Freude, — sie wollte schon sie nicht mehr hören. Doch eine andere Furcht, eine andere Sorge sollte bald ihr helles, wonnevolles Glück trüben, und angstvoll fragte Lucilie oft sich selber: „Liebt er mich noch? Wird er mich ewig lieben?" Ach, sie hatte schon den Glauben an die Liebe eingebüßt, sie wußte schon, daß man anf Erden ist, um zu verlieren! Aber sie mindestens sah noch mit den Augen der Liebe, und deshalb a h n e t e sie nur des Fürsten Erkalten, deshalb s a h sie nicht, daß sein Blick zuweilen minder glänzend, sein Lächeln minder freundlich, der Ton seiner Stimme minder vibrirend in Liebe! — Arme Lucilie! der Zauber war schon gebrochen, von einer Heiligen warst Du ihm schon herabgestiegen zu einem gewöhnlichen Weibe, und von diesem hatte Casimir nichts mehr zu verlangen, deshalb begehrte er ihrer nicht mehr! Arme Lucilie!

Es war Abend, im Salon Luciliens saßen heute nur vier Personen; Lucilie, deren schönes liebliches Angesicht sich heute umwölkt zeigte, während der Fürst Casimir

neben ihr saß mit freudestrahlendem, glücklichem Angesicht; diesen Beiden gegenüber saß Gräfin Adelaide, dem ruhigen Beobachter würde ein eigenthümlicher Ausdruck ihrer Züge nicht entgangen sein, ein boshafter, triumphirender Ausdruck, der zugleich voll Stolz und Zufriedenheit. Aber Niemand war da, sie zu beobachten, Jeder war nur mit sich selbst beschäftigt, und Graf Theobald, der an ihrer Seite saß, dachte nur ganz entzückt daran, daß Gräfin Adelaide vor wenigen Augenblicken, als er mit ihr allein war, halb schmollend, halb zärtlich ihm eingestanden, daß er diesmal die Wette gewonnen, und den Fürsten Casimir in ihrem Herzen verdrängt habe. O wie machte dies Geständniß ihn glücklich, und wie stolz fühlte er sich!

Eine Pause war eingetreten, eine lange, peinvolle Pause, als Adelaide sagte: „Ach, welche Stille! An uns erfüllt sich das Wort des alten spanischen Dichters: Sie ist zu glücklich, als daß sie sich lustig zeige. O gewiß, uns fehlt das Wort für unser Glück! Aber ich entsinne mich, Graf, Ihnen gestern ein Versprechen gemacht zu haben, und weil ich gewohnt bin zu halten, was ich versprach, so habe ich heute mein Album mitgebracht und will Ihnen die kleine Novelle vorlesen, die ich gestern aufgeschrieben, und um deren Mittheilung Sie mich gestern so dringend gebeten!“

Sie sagte das Alles mit einem eigenen, sarcastischen Ton, der den Grafen einen Augenblick stutzig machte. Lucilie saß träumend da, sie hatte kaum der Gräfin Worte gehört, sie dachte nur ganz entsetzt, daß Casimir's Stimme ihr heute so rauh, so fremd klinge; Fürst Casimir allein lächelte, und als Gräfin Adelaide jetzt ihr schönes Album vor sich hinlegte, wandten ihre Blicke sich einen Moment auf den Fürsten hin. Ihre Augen begegneten sich, sie wechselten schnell einen Blick des Einverständnisses, dann lächelten Beide, aber es war ein grausames, triumphirendes Lächeln. Dann entfaltete die Gräfin ihr Album und las:

Ja und Nein!

1.

„Habe Erbarmen mein Vater!" rief Julie in Thränen zerfließend, und umklammerte ihres Vaters Knie, „sei barmherzig und erlaß mir diese Qual. Ich fühl' es, diese Verbindung würde mich tödten und der Gram meinem Leben ein Ende machen."

„Ach, ach! es stirbt sich nicht so leicht!" sagte der Vater, und hob Julia auf, sie zu einem Sessel zu führen. „Gerade so sprach Deine Mutter, als ich mit ihres Vaters Einwilligung um sie warb. Nun, und sie starb doch nicht, sondern lebte noch zehn Jahre recht froh an meiner Seite!"

„Froh?“ fragte Julia ungläubig und blickte auf zum Bilde ihrer Mutter, das über dem Sopha hing, „ach, ich habe meine Mutter niemals lächeln sehen.“

„Ist's denn nöthig im Leben, daß man lächelt?“ fragte ihr Vater barsch. „Ich denke, Du hast Deine Mutter auch niemals weinen sehen; sie war immer ruhig und gleichmäßig gestimmt.“

„Ja,“ seufzte Julia, „ihr Herz war längst schon gestorben, als sie noch lebte!“

„Unsinn!“ rief der Vater unwillig und im Zimmer auf- und abgehend fuhr er fort: „Komm mir nur nicht mit Deinem Herzen! Ihr Weiber denkt und schwatzt nichts, als von Eurem Herzen und von Eurer Liebe; es ist aber eben nur ein Schwatzen und ich muß Dir sagen, ich glaube nicht an diesen Firlefanz und habe es noch nie erlebt, daß ein Mädchen vor Liebe gestorben wäre. Zwei Menschen, die gut sind und den Willen haben glücklich zu machen, müssen und werden eine gute Ehe führen, wenn sie auch nichts von dieser albernen Thorheit fühlen, die Ihr in Eurer empfindsamen Sprache Liebe nennt! Liebe! Pah, Du brauchst ja auch gar nichts von Liebe zu geloben, in der Ehe genügt die Treue, und die, denke ich, läßt sich halten!“

„Unmöglich, wenn man das Bild eines Andern im Herzen trägt!“ rief Julia leidenschaftlich. „Ja, mein Vater

ich liebe einen Andern, und keine Macht der Erde kann mich ihm entreißen."

„Und wer ist dieser Andere?"

Julia senkte den Blick zur Erde, und sagte kaum hörbar: „Graf Belsen!"

„Der junge Offizier?" fragte ihr Vater mit rauhem Lachen. „Hast Dich vergafft in ein paar blanke Epaulette und einen Grafentitel? Recht so, mein Töchterchen, sei eine Thörin, wie alle Weiber es sind."

„Mein Vater," unterbrach ihn Julia unwillig, „ich sagte Dir, daß ich ihn liebe, und wer liebt, denkt nicht an Rang und Titel."

Weinhold, ihr Vater, war an's Fenster getreten und trommelte an den Scheiben sich sein Lieblingslied, dann wandte er den Kopf nach seiner Tochter hin, und fragte kurz: „Und der Windfang von Graf?"

„Liebt mich, so wie ich ihn!"

„Und warum erklärt er sich denn nicht gegen mich?"

„Mein Gott, er weiß ja, daß Du mich einem Andern verlobtest, und mich eher tödten als Dein gegebenes Wort brechen würdest!"

„Mag ihm sehr willkommen sein, daß Du schon an einen Andern verlobt warst," sagte ihr Vater. „Uebrigens kümmern mich diese Dinge wenig. In acht Tagen ist Hochzeit, und damit Basta!"

2.

„Also ist es entschieden, Du bist mir verloren auf immer?" fragte der junge Graf Velsen schmerzvoll, und drückte Julia stürmisch an sein Herz.

Julia antwortete nur mit Thränen und der Jüngling fuhr fort: „Wie schön hatte ich mir die Zukunft geträumt, und wie golden leuchteten mir die Tage, die ich an Deiner Seite zu verleben hoffte. Und nun ist Alles das hin, Alles verloren! Ein unerbittliches Schicksal entreißt Dich mir auf ewig und meine Tage werden hinfort freudlos sein!"

Julia klammerte sich fester an sein Herz und hauchte leise: „Mein Albert, so lang' ich lebe, liebe ich Dich und meine Gedanken werden bei Dir sein bis an's Ende meiner Tage!"

„Liebst Du mich recht?" fragte Graf Velsen und küßte Juliens Mund und Augen, „gehört Deine Seele und Dein Herz mir ganz, so kannst Du es nicht ertragen mich zu missen, und eines Andern Namen tragend, bleibst Du dennoch mein!"

„Ja Dein," hauchte sie leise, ihn innig umschlingend.

„Und morgen?" fragte der Graf mit einem lauernden Blick, den Julia nicht sah.

Julia schrie laut auf und bedeckte mit ihren Händen ihr Gesicht, denn sie erinnerte sich jetzt, daß sie

morgen sich verheirathen solle, und daß sie gekommen, von ihrem Geliebten Abschied zu nehmen. Lange stand sie so da mit verhülltem Angesicht, laut schluchzend, und der Graf schaute sie an mit einem seltsamen Blicke, man wußte nicht, war es Hohn, oder Verzweiflung, was aus seinen Augen leuchtete. Dann richtete Julia sich auf, und des Jünglings Hand ergreifend sagte sie feierlich: „Albert, mein Geliebter! und drängte die ganze Welt sich zwischen uns, es soll ihr nicht gelingen, uns zu trennen! Komme morgen zur Kirche, und baue fest auf mich!“

Sie schloß ihn noch einmal in die Arme, und floh dann in's Haus zurück.

3.

Die Glocken läuteten zur Kirche und in langem Zuge bewegten sich die Hochzeitsgäste dahin, voran Julia, die bleiche schöne Braut im weißen Atlasgewande, umwallt vom weißen Schleier, der an der Myrtenkrone befestigt war. Ihr Haupt hatte sie geneigt, ihr Blick erhob sich nicht, um die Bekannten zu begrüßen, an deren Häusern der Zug vorüber kam, und die neugierig hinausschauten nach der geschmückten Braut. Ihr zur Seite schritt ihr Verlobter, der junge Kleemann, eine hohe, schöne Gestalt, edle Züge, ein Auge voll Gemüth und Seele, in seinem Antlitz der Wiederschein des Glückes, das er empfand über die Feier des heutigen Tages.

Als das Brautpaar die Schwelle der Kirche überschritt, begann die Orgel in feierlichen, langgehaltenen Tönen ein heiliges Lied, und es war Julien, als sei es das Schwanenlied ihres Glückes und ihrer Jugend. So schwankte sie hin zum Altar, vor welchem der Priester mit dem Gebetbuche stand. Julia kniete nieder, und in heißem Gebet flehte sie zu Gott um ein Zeichen seiner Gnade, um eine Verkündigung seiner Nähe. Die Gemeinde sang im Chor ein frommes Lied, das Gesangbuch ruhte in Juliens Händen, sie konnte aber nicht singen, sondern in ihrem zerrissenen Herzen betete sie nur: „Gieb mir ein Zeichen, o Gott ein Zeichen Deiner Nähe. Ein Wort von Dir, und meine Pulse stocken. Sende, o sende den Tod, daß er mich erlöse von dieser Pein.“

Es kam aber kein Tod und kein Zeichen, der Gesang verstummte, Julia, unterstützt von ihrem Verlobten, erhob sich von ihren Knieen und der Priester begann die Einsegnung.

„Ist es Ihr Wille, diese Jungfrau zum Weibe zu nehmen?“ fragte der Priester, und Juliens Verlobter antwortete mit fester Stimme: „Ja!“

„Ist es ihr Wille, diesen Mann zum Gatten zu nehmen?“ fragte der Priester Julien.

Scheu, in furchtbarer Angst, halb sinnlos blickte Julia umher, als erwarte sie jetzt noch, daß Hülfe und Beistand ihr nahe, dann zuckte sie zusammen, glühende Röthe übergoß

ihr Gesicht, und ein heftiges Zittern durchflog ihre Glieder, denn Graf Velsen, ihr Geliebter, war hier, ihr nahe stand er, sie konnte das Feuer seiner Augen sehen, das schmerzliche Lächeln seines Mundes. Nein, es war unmöglich, sie konnte ihn nicht lassen!

Der Priester wiederholte seine Frage: „Ist es Ihr Wille, diesen Mann zum Gatten zu nehmen?"

Julia blickte unverwandt zu ihrem Geliebten hin. Es war ihr, als erbleiche er, als schüttle er sein Haupt, sie raffte sich zusammen und rief mit einem kreischenden Laut: „Nein!"

Dann sank sie ohnmächtig zur Erde.

4.

Finster grollend saß der junge Klemann in seinem Zimmer neben seinem Vater, grollend mit seinem Geschick und vor Allem mit dem Mädchen, das ihn so öffentlich mit Schmach überhäuft und gekränkt hatte.

„Beruhige Dich, mein Sohn," sagte sein Vater, ihm liebevoll die Hand reichend, „traure nicht um dies Mädchen! Vergiß sie und suche Dir ein anderes Weib, diese war Deiner Liebe nicht werth."

Der Jüngling stand auf und sagte ruhig: „Ich liebe sie nicht mehr!" Dann nahm er seinen Hut und hinausschreitend in den Garten murmelte er vor sich hin: „Ich liebe sie nicht mehr! aber ich will mich rächen!"

5.

„Verdammt!" sagte Graf Velsen und zerknitterte den Brief, den er so eben von Julien erhalten, „verdammt! Muß mich das Mädchen mit ihren Empfindeleien in die größte Verlegenheit bringen! Sag' ich es doch, alle Mädchenliebe trachtet nach der Ehe! Verwünschter Streich! Ich dachte des schönen Weibchens Liebster zu sein und das konnte mir gefallen, und darum machte ich mir den Spaß hinzugehen, um ihrer Trauung beizuwohnen. Schreit sie da ein albernes Nein und ladet mich jetzt in diesem Briefe zu sich, da ihr Vater nichts mehr gegen eine Verbindung mit mir einzuwenden hätte. Als ob ich das je für möglich gehalten hätte!"

Der junge Graf stand auf und den Schlafrock mit der glänzenden Uniform vertauschend, sagte er: „Hingehen will ich, aber nicht, um sie als meine Braut zu begrüßen, sondern um ihr unverholen zu sagen, wie die Sachen stehen. Es ist Zeit, daß ich breche. Mein Liebesverhältniß ist das Gespräch der Stadt und das Gespött meiner Freunde geworden, und leicht könnte Gräfin Aurora, meine reiche heimliche Verlobte, davon erfahren und um die reiche Braut und um die Bezahlung meiner Schulden wäre es geschehen!"

Er nahm Tzako und Degen und ging zu Julien.

Mit einem Ausruf der Freude flog sie ihm entgegen und ihn festumschlingend sagte sie: „Mein Geliebter! sieh, ich halte Wort! Ich bleibe Dein! Deine glückliche Braut!“

„Geliebte Julia!“ sagte er und drückte das Mädchen an sich. Sie schreckte aber zusammen und blickte ihn fragend an. Der Ton seiner Stimme klang ihr plötzlich so ernüchtert und fremd, und wie sie ihn jetzt anschaute, bebte sie zusammen, denn auch diese Augen hatten einen andern, kältern Ausdruck angenommen. Sie fragte ängstlich: „Nicht wahr, mein Albert, Du liebst mich noch?“

„Gewiß!“ sagte er lakonisch.

Dann folgte eine lange Pause. Albert wußte ihr nichts mehr zu sagen und sie war stumm in Erstaunen und Schmerz, bis ihr bangte vor diesem Schweigen und sie leise sagte, aber schon herabgestimmt: „Nun trennen uns keine Fesseln mehr! Frei dürfen wir unsere Liebe bekennen, und der Welt es zeigen, daß wir einander angehören. Nicht wahr, mein Geliebter?“

Graf Velsen antwortete nicht, sondern ging schweigend einige Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Julien stehen und sagte rauh: „Du thatest nicht wohl daran, diesen reichen Mann zu verschmähen und ich fürchte, Du wirst es bereuen.“

„Wie kann ich bereuen, was mich mit Dir vereint,“ sagte sie und schmiegte sich an ihn. Er aber wehrte sie

halb unwillig zurück und sagte: „Laß uns ein vernünftiges Wort mit einander sprechen, Julia.“

„Wie nennst Du mich so kalt nur Julia,“ klagte sie. „Bin ich nicht Deine Julia?“

„Es kann nicht sein,“ sagte der Graf rauh und ihrer Zärtlichkeiten überdrüssig, „nimmer würden meine Eltern ihre Einwilligung geben zu dieser Verbindung, nimmer könnte ich selbst eine solche wollen.“ Als fürchte er, Julia, die doch bewegungslos, erstarrt dastand, möchte ihn unterbrechen, fuhr er schneller fort: „Erinnere Dich, daß ich Dir niemals von solcher Verbindung gesprochen, nie dergleichen verheißen habe. Ich kenne die Pflichten, die ich meinem Stande schuldig bin, und werde mich ihnen unterwerfen.“

Julia, geisterbleich packte seinen Arm, und sagte athemlos: „Du hast mich also betrogen und Deine Liebesschwüre waren Heuchelei und Trug?“

„Nein, bei Gott nicht, ich liebe Dich noch eben so heiß, wie früher,“ rief der Graf erleichtert, daß das erste Bekenntniß überstanden war, und in dieser Erleichterung fast zärtlich: „Du bist meine Geliebte, meine Julia! Nur vor der Welt dürfen wir unser schönes Glück nicht verrathen. Was nützt es ihr auch, was uns? Die Welt weiß nichts von Liebe, zieht das Edle hinab in ihren Staub und verdächtigt das Schöne und Reine. Wollen wir denn auf immer der Welt unsere Liebe verbergen.“

„Das heißt," sagte Julia tonlos, „Du willst mich nicht zu Deiner Gattin, willst mich nicht heirathen!"

„Ich bin noch viel zu jung zu einem Ehemann," sagte der Graf, „noch nicht würdig zum Heirathen und ich sage mit Goethe: „Heirathen, Kind, ist ein wunderlich Wort, hör ich's, muß ich gleich wieder fort!"

Julia stieß einen tiefen Seufzer aus, es schwindelte vor ihren Blicken, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe doch raffte sie sich gewaltsam zusammen und sich hoch aufrichtend, sagte sie stolz und gebietend: „Hinweg von mir, Lügner und Verräther! Sie sind ein Elender, ich verachte Sie, dies ist mein letztes Wort! Hinweg!"

Graf Velsen verbeugte sich kalt und verließ das Gemach. Julia, den Athem anhaltend, lauschte seinen Schritten, bis sie in der Ferne verhallten, dann sank sie nieder und weinte bitterlich.

6.

Der alte Weinhold lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, Julia, hoch erglühend stand vor ihm, mit niedergeschlagenen Augen.

„Du bist grausam, mein Vater," sagte sie leise; „man soll über so ernste und heilige Dinge nicht lachen."

„Ich müßte ja von Stein sein," sagte Weinhold und wischte sich die thränenden Augen, „wenn ich bei dieser Gelegenheit nicht lachen wollte. Kaum ein Vierteljahr

ist verflossen, als Du, meine empfindsame Tochter, mir schwurst, keinen Andern zu lieben, als Deinen Grafen, und zu sterben vor Gram, wenn Du Kleemann's Weib werden solltest. Dann kam die unsinnige Geschichte in der Kirche, wo Du Dich und mich vor der ganzen Welt lächerlich machtest, Deinem Grafen zu Liebe, der wenige Tage darauf in eine andere Garnison versetzt ward. Ich dachte, Kleemann müßte außer sich sein vor Zorn und Wuth; statt dessen kam der junge Herr nach wie vor in unser Haus, ohne jenes Vorfalls zu erwähnen, als sei gar nichts geschehen. Und jetzt wiederholt er seinen Heirathsantrag, wirbt zum zweiten Male um Deine Hand, und Du sagst von ihm, wie vor drei Monaten von Deinem Grafen: Ich liebe ihn!"

„Warum mich an die Vergangenheit mahnen?" unterbrach ihn Julia; „ich war eine Thörin, jetzt bin ich genesen. Warum mich mahnen an das, was weit hinter mir liegt?"

„Um Dir zu zeigen, daß ich damals Recht hatte, nicht an jene ewige Liebe zu glauben. Bist Du nun gestorben vor Schmerz? Hat der Gram Dich aufgezehrt? Ich finde es nicht. Deine Wangen blühen so frisch, wie zuvor, Deine Augen leuchten so hell, wie damals, und doch ist seitdem eine erste Liebe begraben und eine zweite erstanden. Hab' ich nun nicht recht, an

keine Weiberliebe zu glauben, und allen diesen Schwüren von einer ersten, nie endenden Liebe zu mißtrauen?"

„Nein, nein, das hast Du nicht," rief Julia schwärmerisch, „es giebt nur Eine Liebe. Wir armen Menschen irren aber nur darin, daß wir oft das für Liebe nehmen, was nichts als flüchtiger Reiz des Augenblicks, und so betrügen wir uns selbst um die erste Liebe. Mein Gefühl für den Grafen war nur ein Wehe, ein Sinnentraum, aus dem ich jetzt an Kleemann's Herzen zur wirklichen ersten Liebe erwacht bin."

„Also liebst Du ihn?"

„Mehr als mein Leben," rief Julia, „ja ich fühle, ich könnte mein Herzblut für ihn hingeben, und meine Seele ihm weihen, um die große Schuld, die ich gegen ihn auf mich geladen, zu sühnen und zu tilgen."

„Ja, ein Wunder bleibt's," sagte Weinhold gedankenvoll, „daß er, nach solchem Vorfall, Dich dennoch begehrt, ein Wunder, das ich nicht verstehe."

„Wunder lassen sich auch nicht verstehen, sie lassen sich nur glauben," sagte Julia, „und so nehme ich denn, ohne zu zweifeln und zu forschen, in Glauben und Zuversicht diese unbegriffene, wundervolle Liebe hin als ein Geschenk des Himmels, an dem täglich sich Wunder erneuern, Sterne auf- und niedergehen, Sonnen und Monden schwinden und kommen, und über dem der Geist der Liebe thront!"

7.

„Also morgen, morgen bist Du die Meine!" rief Kleemann, seine Braut fest umschlingend.

„Ja, die Deine, und nichts, selbst der Tod nicht kann mich von Dir trennen!"

Ein unheimliches Lächeln glitt über Kleemann's Züge, und der Blick, den er auf Julien warf, war kalt und tückisch. Julia bemerkte es nicht; auch verschwand dieser Ausdruck bald und zärtlich fragte er: „Eine Bitte, meine Geliebte!"

„Bitte," sagte sie glühend, „und wie bin ich glücklich, gewähren zu können!"

„Als wir vor einigen Monaten am Altar standen," fuhr Kleemann fort, und sein Gesicht nahm einen finstern, gehässigen Ausdruck an, „da war ich es, der zuerst das bindende Ja sprach, dem dann Dein entsetzliches Wort folgte."

„O, sprich nicht davon, Geliebter," schmeichelte Julia, sich fest an ihn schmiegend.

„Es geschah auch nur, um daran meine Bitte zu knüpfen. Dieselben Gäste, dieselben Menschen werden morgen unsrer Trauung beiwohnen, derselbe Pfarrer wird unsern Bund segnen. Sei Du nun morgen, Geliebte, um allen diesen sogleich Deine Gesinnung zu zeigen und

um mir Genugthuung zu geben, die Erste, die das Ja spricht!"

Julia gelobte es freudig, und Kleemann ging, um den Pfarrer davon zu benachrichtigen.

8.

Wiederum läuteten die Glocken zur Kirche, wiederum drängten sich die Menschen den stattlichen Hochzeitszug zu sehen, der die Straße heraufkam, das Brautpaar zu sehen, das dem Zuge voranschritt, vor Allem die Braut, vor wenigen Monden auf demselben Gange so bleich und zerknickt, heute so strahlend in Lust und Wonne. Wie stolz hob sich das schöne Haupt unter dem Schmuck der grünen Myrtenkrone, wie glühte ihre Wange und strahlten ihre Augen, mit welchem glücklichen Lächeln grüßte sie rechts und links ihre, aus dem Fenster zuschauenden Bekannten, und wie pochte ihr Herz in Entzückung und Freude, als sie jetzt an des Geliebten Hand die Kirche betrat, um sich ihm anzugeloben auf ewig!"

Die Gemeinde sang, Julie kniete neben ihrem Geliebten an den Stufen des Altars. Gebete waren in ihrer Seele und traten auf ihre Lippen, aber es waren nur Gebete des Glückes, nur Flehen zu Gott um die Erhaltung der jetzigen Seligkeit, um die Dauer ihres schönen Bundes.

Als der Gesang verstummte, erhob sich Julia von ihren Knieen und der Pfarrer begann seine Rede.

„Ist es Ihr Wille, diesen Mann zum Gatten zu nehmen?“ fragte er die bebende, erröthende Braut, und Verklärung im Blick, strahlenden Auges und lächelnden Mundes, sprach sie ein freudiges: Ja!

„Wieder fragte der Priester: „Ist es Ihr Wille, diese Jungfrau zur Gattin zu nehmen?“

Still war es, keine Antwort ertönte von den Lippen des Bräutigams. Aller Augen richteten sich auf ihn hin, aller Herzen erbebten vor dem Ausdruck seiner Züge, vor dem kalten und grimmigen Blick, den er jetzt auf seine Braut schleuderte, als wolle er sie zerschmettern mit diesem Blick.

Der Priester wiederholte seine Frage: „Ist es Ihr Wille, diese Jungfrau zur Gattin zu nehmen?“

Der Bräutigam blickte umher mit einem stechenden wilden Blicke, ein höhnisches Lächeln flog durch seine Züge, dann sagte er rauh und überlaut: „Nein!“ und die Hand seiner Braut von sich schleudernd, verließ er stolz aufgerichtet die Kirche.

Hier schwieg Gräfin Adelaide einen Augenblick und ihr Blick überflog mit einem boshaften Lächeln ihre Zuhörer. Dann sagte sie: „Und das Ende dieser Geschichte? O, es ist einfach! Kleemann lernte seinen Schmerz vergessen, er lernte wieder glücklich sein, denn er war gerächt, und die Rache ist ein kühlender Balsam für alle Wunden!

Er verließ den Ort, wo er bisher gewohnt, und an seinem neuen Wohnort fand er bald ein Mädchen, das ihn liebte, und dessen Gatte er ward. O, in seines jungen Weibes Armen gedachte er nicht mehr seiner frühern Schmerzen und Enttäuschungen, lernte er wieder glauben an die Liebe und das Glück. Von Julien hörte er nichts mehr. Da machte er einst mit seiner jungen schönen Gattin eine Reise nach der Residenz, und dort besuchte er unter vielen Sehenswürdigkeiten auch die vortrefflich eingerichtete Irrenanstalt. — In einer Zelle saß ein bleiches, abgezehrtes Weib, ihre Haare waren geschoren, ihre Augen blickten trübe und hohl oder leuchteten in einem furchtbaren, wilden Feuer, zuweilen überzog ein irres Lächeln ihre Züge, zuweilen schrie sie laut auf in der Wuth ihrer Schmerzen, dann wieder sang sie wilde Melodien, oder wimmerte und klagte leise.

Der Wärter aber sagte, auf dies an Händen und Füßen geschlossene Weib deutend: „Dies ist die wildeste und tobsüchtigste aller unserer Wahnsinnigen, und zuweilen genügt selbst nicht die Zwangsjacke, sie zur Ruhe zu bringen, und man muß dann zur Knute seine Zuflucht nehmen! Auch jetzt wird sie bald wieder einen Anfall von Raserei haben. Es fängt immer mit Singen an, und hören Sie nur, sie beginnt schon zu singen, immer dasselbe Lied."

Die Wahnsinnige aber sang:

Das Geheimniß alles Lebens
Und das Ende alles Strebens
Drücken nur zwei Worte aus,
Eins voll Lust, und eins voll Graus.

Eins voll süßester Gewährung
Und voll herrlichster Erhörung;
Doch das andre voller Qual
Und voll Schmerzen ohne Zahl.

Mädchen bebet voll Entzücken,
Jüngling liest in ihren Blicken,
Beiden ist der Himmel nah'
Bei dem süßen Wörtchen: Ja!

Männer flehn um Ehr' und Würden,
Um Erleicht'rung ihrer Bürden,
Welche Lust erfaßt sie da,
Spricht ihr König dann ein: Ja!

Kranker ruht auf weichem Pfühle,
Fragt in bangem Schmerzgefühle:
„Ist noch nicht der Tod mir nah?"
O die Lust, spricht der dann: Ja!

Aber weh! das zweite Wort
Scheucht auf immer Wonne fort,
Weh dem Worte voller Pein,
Fluch dem Donnerlaute: Nein!

Nicht ein Gott hat dies gegeben,
Teufel schleudert es in's Leben,
Menschen sollten elend sein,
Teufel lehrt sie drum das: Nein!

Nein, nein, nein, nein,
Wort voller Pein,
Wie kann man glücklich sein
Beim Worte nein!

Dann brach sie in ein wildes Geschrei aus, und rüttelte in ihren Banden, und kreischte mit der Wuth eines Thieres und tobte in wüthender Raserei.

Und jetzt wußte Kleemann, daß er vollständig gerächt sei. Stolzen Hauptes, strahlenden Auges verließ er die Wahnsinnige, — er hatte sie wohl erkannt, — es war Julia, seine frühere Verlobte!

Als die Gräfin geendet, blickte sie auf, und sagte mit einem eigenthümlichen, schadenfrohen Lächeln zu Theobald: „Nun, wie gefällt Ihnen diese Geschichte? —

„Sie ist grausam und schauerlich!" sagte er.

„O, die Rache ist immer süß!" rief die Gräfin, „und daß der einmal Verschmähete sich zu rächen sucht durch Verschmähen, finden Sie das nicht gerecht, nicht in der Natur begründet? O, dieser Kleemann war mir bekannt, und ich habe ihn, seit ich seine Geschichte kannte, immer hochgeachtet und geschätzt! Verschmäht zu werden! ha, das ist ein Schimpf, für den keine Rache und keine Strafe grausam genug ist! Die Italienerinnen rächen das mit Blut, ich aber meine, es giebt noch wirksamere Mittel, Treulosigkeit zu bestrafen, und mein Freund Kleemann hatte das sicherste erwählt! — Aber fast hätte ich vergessen, Ihnen eine Neuigkeit zu erzählen, Graf Theobald, eine Neuigkeit, an der Sie um meinetwillen, hoffe ich, innigen Antheil nehmen werden! Mein Gemahl ist

gestorben, und so bin ich denn endlich dieser lästigen Fesseln entledigt, die mich bisher banden, so bin ich denn endlich frei! Aber nein, nicht mehr frei! Das schwache Herz eines Weibes erträgt die Freiheit nicht, und so hat sich auch das meine in Demuth einer neuen Sclaverei der Liebe ergeben!"

Graf Theobald küßte ihr, dankbar für dies Wort, die Hand; Gräfin Adelaide lächelte boshaft dazu; Fürst Casimir war aufgestanden, und hatte sich neben sie gestellt; Lucilie folgte ihm mit angstvollen Blicken, ihr Busen hob und senkte sich in stürmischer Erregung, sie ahnete, daß der kommende Moment ein entscheidender für ihr ganzes Leben sein sollte, denn Fürst Casimir hatte so eben mit einem Ton, dessen Härte ihr Herz stocken machte, zugeflüstert: „Leben Sie wohl, Lucilie! Ich danke Ihnen für das genossene Glück! —

Darum fand sie nicht die Kraft aufzustehen, und saß regungslos, wie erstarrt da.

Eine Pause trat ein, eine tiefe Stille, als plötzlich von der Straße her der schmetternde Ton eines Posthorns ertönte. Adelaidens Antlitz leuchtete auf bei diesem Ton; sie war von einer grausamen, schauerlichen Schönheit. Dann sagte sie langsam, jedes Wort betonend: „O, mein Reisewagen! Wie gütig unsere Freunde sind, daß sie uns bis zum letzten Augenblick ihre Gegenwart schenken! Aber jetzt müssen wir fort, denn Sie wissen, lieber Graf, die Mode will, daß man am Hochzeitstage abreist, und

es ist heute mein Hochzeitstag! — Sie sehen mich ungläubig an? O, mein Gemahl, dieser Scherz ist uns also vollkommen gelungen! Sehen Sie diese erstaunten Gesichter unserer theuren Freunde! — Wir haben uns also nicht verrathen, unser Geheimniß ward also nicht entdeckt, und diese unsere theuersten Freunde selbst ahneten nicht, daß wir seit Wochen schon verlobt sind."

„Und so habe ich denn," sagte der Fürst halb spöttisch, halb feierlich, „so habe ich denn die Ehre, Ihnen, Frau Gräfin, Ihnen, Herr Graf, meine Gemahlin vorzustellen, die Fürstin Casimir, verwittwete Gräfin Adelaide.

Graf Theobald erwiderte nichts; er hatte schnell die ganze Rache Adelaidens begriffen, und begnügte sich, eine kalte Verbeugung zu machen.

„Mein Herr," sagte der Fürst, „Sie haben also diesmal die Wette verloren, es ist Ihnen nicht gelungen, mich aus dem Herzen Adelaidens zu verdrängen! O, Sie sehen, es ist nicht gut für Sie, mich zum Nebenbuhler zu haben! Ich raubte Ihnen einst die schöne Schauspielerin, wie ich Ihnen jetzt die angebetete Freundin entführe, und Ihre Gemahlin? O gewiß, die war Ihnen treu!"

„Lieber Graf," sagte die neuvermählte Fürstin leise in Theobald's Ohr, „entsinnen Sie sich wohl der Worte, die ich Ihnen an Ihrem Hochzeitstage sagte? Sie sehen, ich halte Wort! Sagten Sie mir nicht gestern noch, daß Sie hinfort ohne mich nicht leben könnten? Ach,

wo werden Sie jetzt Ihre müßigen Abende hinbringen, jetzt, da ich Ihnen eine Nothwendigkeit geworden? Etwa bei Ihrer Gemahlin? Ach, dieses treue Weib hat meine Lehren ziemlich gut begriffen und befolgt! Ich fürchte, Graf, es wird meinem Einfluß und Casimir's Liebenswürdigkeit gelungen sein, Sie Ihrer Gemahlin in einem minder schönen Lichte erscheinen zu lassen, als Sie es wünschen. Ich denke, hinfort werden Sie mich nicht vergessen, und so wäre ich mindestens gerächt! Leben Sie wohl! Der Reisewagen harrt unserer, um uns auf die Güter meines Gemahls zu führen!"

Sie wandte ihm stolz den Rücken, und nahm den Arm ihres Gemahls, um sich von ihm hinab führen zu lassen zum Wagen.

Theobald schaute ihm wie betäubt nach; dieser Schlag hatte ihn zu mächtig getroffen, ihn zu gewaltsam aus seiner Ruhe aufgerüttelt. Er hörte wie in einer dumpfen Betäubung das Davonrollen des Reisewagens, dann plötzlich wandte er sich mit einer wilden, zornigen Geberde nach Lucilie hin, und sagte: „Und Sie, Madame, Sie sagen kein Wort? Hat Ihnen der Schrecken die Sprache benommen, schöne, verlassene Dido?"

Sie hörte ihn nicht, sie war ohnmächtig geworden!

XIII.

Scheidung oder Tod.

Leokadie hatte endlich diesen großen innern Kampf ausgekämpft, und aus all' ihren Qualen war sie hervorgegangen als stolze, muthige Siegerin; diese starke große Seele kannte nur eine Schwäche, ihre Liebe zu ihrem Gemahl, aber dies war eine Schwäche, die sie zu einer Heiligen machte, und um welche die Engel sie hätten beneiden mögen, eine Schwäche, der sie den Stolz des stillen Duldens und Schweigens entgegensetzte, und an der sie sich ohne Klage, ungesehen, verblutete. Sie war der Fürstin Dalkow entgegen getreten mit unerschütterlicher, starker Ruhe, und nicht ein Zug ihres Gesichtes, nicht das leiseste Zittern ihrer Stimme verrieth diese tiefen Qualen, die in ihr wütheten; zu dieser edlen, leidenschaftlosen Freundin ihres Geliebten hatte die Fürstin bald ein inniges schwesterliches Vertrauen fassen müssen. Und als Leokadie dann diese heilige und ernste Liebe Aureliens erkannte, als sie es empfand, daß diese Liebe ihres Gemahls auf den sichern Stützen der Hochachtung und des innersten Seelenverständnisses ruhe, als sie wußte, daß diese b.iden, für einander geschaffenen Herzen, sich verbluten müßten, von einander losgerissen und getrennt, da sagte sie ganz matt und doch heilig stark zu sich selber: „Nein! nur Ein Herz darf hier gebrochen werden, und das ist das meine!"

Einmal zu dieser Ueberzeugung gelangt, schien es, als habe Leokadie nun den letzten irdischen Schmerz besiegt; ihr Auge strahlte im Glanz der Begeisterung, und auf ihrem Antlitz leuchtete die heilige, freudige Ruhe des überwundenen Kampfes. Sie fühlte jetzt die Kraft in sich, ruhig zu ihrem Gemahl zu sprechen, ohne daß ihre Stimme zitterte, oder ein Zucken ihres Antlitzes sie verrieth, und so sagte sie ihm ganz gelassen: „Leonce, jetzt ist es Zeit, dies Maskenspiel von uns zu werfen, dies Maskenspiel einer Ehe, die uns Beiden nichts ist als eine leere Formel, ein bedrückender Zwang. Dies Wort muß endlich gesprochen werden, und da Sie, zartsinnig genug, es nicht aussprechen wollen, so lassen Sie mich es Ihnen sagen: Wir müssen geschieden werden!"

Leonce seufzte und erwiderte nichts.

„Eine Scheidung allein kann uns Ruhe und Friede geben," fuhr Leokadie fort, „und nach beidem sehne ich mich so sehr!"

„O, Sie wissen also nicht, daß eine Scheidung unmöglich ist?" fragte Leonce verzweiflungsvoll.

„Unmöglich?" rief Leokadie, und einen Augenblick regte sich in ihr ein Gefühl triumphirender, jauchzender Freude, aber sie schaute auf das traurige, schmerzerfüllte Antlitz ihres Gemahls, und sofort ließ sie diese letzte Regung ihres Egoismus in sich ersterben.

„Ja, unmöglich!" sagte Leonce, „denn nur die

Schande, nur das Verbrechen kann nach den neuen Gesetzen noch eine Ehe scheiden!"

„Aber das kann nicht sein," rief Leokadie erglühend. „Die Gesetze können nicht so unnatürlicher, widersinniger Art sein, sie können nicht zwei Menschen verdammen, mit einander zu leben ohne gegenseitige Neigung, sie können nicht den menschlichen Willen so in Banden schlagen, nicht das höchste menschliche Gut, die individuelle Freiheit der geknechteten Menschheit entziehen wollen! Lassen Sie uns Beide hintreten vor den Richter, und ihm sagen, daß wir Beide nicht mit einander leben können oder wollen, daß unsere Neigungen, unsere Wünsche, unsere Gedanken so entgegengesetzter, widersprechender Art, daß ein ferneres Zusammenleben uns unmöglich sei; lassen Sie uns sagen, daß wir Beide nur in diesem Einen Gedanken einer Scheidung uns einigen, und Sie werden sehen, daß man unsern Willen erfüllen, unsere Ehe trennen wird!"

Leonce schüttelte traurig sein Haupt. „Ach," sagte er leise, „die Gesetze sind nicht so ächt menschlicher Art, als Sie denken, Leokadie. Die Gesetze sind nicht aus der Freiheit entsprossen, sondern aus der Sclaverei, und darum heften sie sich wie die eiserne Kette des Galeerensclaven an unsern Fuß und hindern uns, statt uns zu erheben und zu schützen!"

„Aber dies wäre unnatürlich, vernunftwidrig," rief

Leokadie. „Ein solches Gesetz, statt die Heiligkeit der Ehe zu befestigen, würde dieselbe zu einer Zwangsanstalt erniedrigen, in der man den kurzen Irrthum abbüßte in langer schmachvoller Sclaverei; in der man mit Geißelhieben gezwungen würde zur Anbetung einer Gottheit, die nur in der heiligsten Tiefe unseres Herzens wohnen und angebetet sein will. O, das hieße die Ehe zu einem Popanz erniedrigen, Liebende damit zu schrecken und Unehre, Schande und Verbrechen damit zu befördern!"

„Und dennoch ist es so!" sagte Leonce. „Es bedarf eines Verbrechens, ja der Schande, um eine Ehe zu trennen, ja, nur wenn der Ehebruch vor Gericht constatirt, nur wenn der schuldige Theil vom Gericht bestraft ist, nur dann erst kann auf eine Scheidung angetragen werden!"

„Aber sind wir denn eine Heerde Sclaven, die von rohen Barbaren beheerscht werden," sagte Leokadie glühend; „ist denn das Gesetz nicht gemacht für die Menschen, oder die Menschen für das Gesetz? Nein, nein, Leonce, dies muß ein Irrthum sein! Kommen Sie, lassen Sie uns zu einem Rechtsgelehrten eilen, lassen Sie uns seinen Rath in Anspruch nehmen, und Sie werden sehen —"

„Daß Alles vergeblich ist!" unterbrach sie Leonce. „Ich war bei den ersten Rechtsgelehrten, ich habe bei ihnen Allen geforscht und gefragt, und sie Alle haben mir gesagt, daß dies Gesetz unbeugsam ist, daß es, eine

Lieblingsidee unseres Königs und seiner pietistisch, heuchlerischen Räthe, strenge erfüllt und gehalten werden soll! Nein, glauben Sie mir, Leokadie, ich habe alle Mittel versucht, das ganze Gewebe dieser Gesetze untersucht, um für uns daraus einen rettenden, leitenden Faden zu entdecken. Es ist Alles umsonst, wir können dies Joch nicht von uns werfen, wir müssen unsere Herzen daran wund reiben, bis sie verbluten!"

Er hat also schon an eine Scheidung gedacht, er hat diesen Entschluß schon gefaßt, ehe ich es ihm vorgeschlagen, dachte Leokadie, und sie fühlte es wie einen tiefen, stechenden Schmerz in ihrer Brust. —

„Ich muß also sterben!" sagte sie ganz zerbrochen, als sie allein war, „ich darf also nicht einmal mehr ihn sehen, wie er glücklich ist und befriedigt im Besitz seiner Geliebten! Mein Gott, ich muß sterben! Soll nicht mehr seine Stimme hören, soll dem ganzen strahlenden, schönen Leben entsagen! Denn nun, da ich sie verlassen soll, scheint mir die Welt so schön, die Welt, in welcher Er weilt! Also auch dieser letzte Trost soll mir versagt sein, ganz in Dunkel gehüllt, ganz aus der Ferne ihn sehen, mich eines Glückes freuen zu können, das durch mich ihm bereitet worden! Mein Gott, es war ja so wenig, was ich noch begehrte vom Leben, und auch dies Wenige soll mir entzogen werden!"

Sie senkte ihr Haupt auf ihre Brust, und langsam

rannen zwei große Thränen über ihre Wangen — es waren die letzten, die sie auf Erden geweint! — Als sie wieder aufblickte, war ihr Auge strahlend und hell, glänzte ihr Angesicht, wie in himmlischer Verzückung, und mit einer Stimme, in der ihre ganze Seele zitterte, sagte sie: „Sterben, für ihn sterben! für ihn in den Tod gehen, ist nicht auch das ein Glück, eine süße, heilige Berufung?"

Und sie sank auf ihre Kniee nieder, und rief in frommer Begeisterung: „O mein Gott, so nimm mich hin, laß mich ruhen unter den heiligen Schatten des Todes, und zürne Deinem Kinde nicht! Nimm dies Opfer an, Du, der Du ein Gott der Liebe bist, und schütte die Fülle Deines Segens auf sein geliebtes, theures Haupt!"

Und jetzt schwiegen ihre Worte, aber in ihren aufwärts gerichteten Blicken strahlten heilige Gebete, und um ihre leise flüsternden Lippen spielte ein verklärtes, himmlisches Lächeln. In dieser Verzückung ihrer Seele schien sie schon der Erde nicht mehr anzugehören, hatte sie schon den Tod, wie das Leben überwunden!

Sie erhob sich langsam von ihren Knieen und schwebte mit leichtem unhörbaren Tritt, getragen von ihrer innern Bewegung, zu ihrem Büreau, und aus einem geheimen Fache desselben nahm sie eine kleine Phiole. Diese enthielt ein seltenes, indisches Gift, das einst ein Natur-

forscher ihrem Vater als seltenes merkwürdiges Geschenk aus dem fernen Indien mitgebracht, ein Gift, so feiner und zauberischer Art, daß ein Tropfen genügte, um sofort schnellen, plötzlichen Tod zu bringen, ohne daß die Ursache des Todes sich durch äußere Zeichen verrieth. Leokadie wußte das, und sie sagte ganz leise: „Leonce soll denken, ein Schlagfluß habe mich schnell getödtet!“ —

Dann ließ sie sich leise auf die Kniee gleiten, ihre Lippen bewegten sich zu einem letzten, inbrünstigen Gebet, und nun rief sie laut: „Leonce, Leonce! lebe wohl, sei glücklich!“ — Sie trank, — sie leerte den Inhalt des Fläschchens, dann flüsterte sie noch mit einem seligen Lächeln: „Mein Tag wird kommen“ — und dies Lächeln stand noch auf ihren Zügen, als sie im Tode erstarrten! —

Und Lucilie? Eine tödtliche Krankheit fesselte sie Wochen lang an ihr Lager, aber ihre Jugendkraft überwand die Krankheit, und ihre Jugendkraft überwand auch den Schmerz. Sie lernte wieder lächeln, wieder fröhlich sein, sie lernte das Leben genießen, und im Genusse nicht fragen nach der kommenden Stunde. Sie hatte keine Ideale mehr und keine Phantasien, sie glaubte nur noch an die Wirklichkeit und mit den Begeisterungen ihrer Vergangenheit hatte sie nichts mehr zu schaffen. Sie verlachte ihre Träume, und ihre Tugendideen nannte sie jetzt müßige Kinderspiele. Sie hatte kei-

nen Glauben mehr, aber auch keine Täuschungen, sie liebte noch zuweilen, aber inmitten der leidenschaftlichsten Entzückungen belächelte sie diese Entzückungen, von denen sie wußte, daß vielleicht der nächste Tag schon sie entblättern würde. Sie war ganz entnüchtert, aber um desto mehr konnte sie mit ungetrübtem Auge das Leben genießen, ohne fürchten zu müssen, von irgend einem Rausche der Leidenschaft umnebelt zu werden. Sie dachte nicht mehr daran, sich scheiden zu lassen, denn sie fand, daß die Ehe wirklich ein bequemer Deckmantel sei, und Graf Theobald, ihr Gemahl, war ja ein so gefälliger Ehemann. Man sah sie nie in Uneinigkeit mit ihm, und die Welt sagte, sie lebe in einer sehr glücklichen Ehe. —

Ende des zweiten und letzten Theiles.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage ist ferner zu haben:

Leonhardt=Lyser, C., Novellen. Characterbilder die deutscher Frauen und Mädchen. Inhalt: Die Verwahrloste. — Leo. — Die weiße Locke. — Die beiden Perlenschnuren. — Die Malerin. — Buch der Lieder. Ladenpr. 1½ Thlr. jetzt ½ Thlr.

Worosdar, Novellenstrauß.

1r Bd. Graf Königsmark, hist. Novelle. — Liebeszustände. Ladenpr. 1½ Thlr. jetzt ½ Thlr.

2r Bd. Die Wunder des Harzes. Eine Reisenovelle. — Roxelane, oder die Halbbrüder, histor. Novelle. Ladenpr. 1½ Thlr. jetzt ½ Thlr.

Belmont, histor. romant. Erzählungen. Inhalt: Die Ashantee's. — Die Lagunen v. Venedig. Ladenpr. ⅚ Thlr. jetzt ⅓ Thlr.

Jäger, A., Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien. Ladenpr. 1½ Thlr. jetzt ½ Thlr.

— — C., Bilder a. d. Großherzogthum Baden und dem Elsaß. 2 Bde. Ladenpr. 3 Thlr. jetzt 1 Thlr.

Krebs, Julius, Passifloren. Novellen und Erzählungen. Inhalt: Der gefährliche Kamerad. — Deutsch und Polnisch. — Das Kroatenmädchen. — Ehemann und Hagestolz. — Die Kunstfahrt. — Herz und Verstand. Ladenpr. 1½ Thlr. jetzt ½ Thlr.

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novellen 3 Thle. Ladenpr. 2½ Thlr. jetzt 1½ Thlr.

Stengel, F. v., Maximilian und seine Baiern. 3 Bde. Ladenpr. 1½ Thlr. jetzt ¾ Thlr.

Werner, D. Thomas Münzer, Anführer der rebellischen Bauern in Thüringen. histor. Roman aus dem Bauernkriege 1525. Ladenpr. Thlr. 1 jetzt 10 Ngr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Nach der Hochzeit Vier Novellen von L. Mühlbach

Bd.: 2

Leipzig 1844

P.o.germ. 1814 w-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124773-2